1/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Aus für Rheinhausen?

FW-Reporter erlebte Existenzkampf im Ruhrgebiet

Auf Fotopirsch

Tierleben zwischen Taiga und Karibik in neuer Bildserie

Rennschlitten-Weltmeisterin Cerstin Schmidt rüstet für Olympia '88

Wer ist die Schnellste?

UNSEREN LESERN EIN FRIEDLICHES UND ERFOLGREICHES 1988

Reportage
Rheinhausen soll leben
Seite 4

Nachrichtenmagazin
Seite 12

Sport
Rennschlitten-Saison
Seite 16

Wissenschaft
Signale aus der Tiefe unseres Planeten
Seite 20

Klassische Reportage
Julius Fučik über das Moskau der dreißiger Jahre
Seite 22

Naturschutzgebiete
Eine neue Folge um Natur und Umwelt
Seite 28

Das Gesicht
Werner Tübke
Seite 30

Bildfeuilleton
Spaziergang durch den Geburtsort des belorussischen Volksdichters Janka Kupala
Seite 32

Literatur
„Bürger Moralprediger" – Auszug aus Valentin Rasputins „Der Brand"
Seite 34

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Preisausschreiben
Die Gewinner des großen Literaturratespiels 1987
Seite 42

Märchen **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

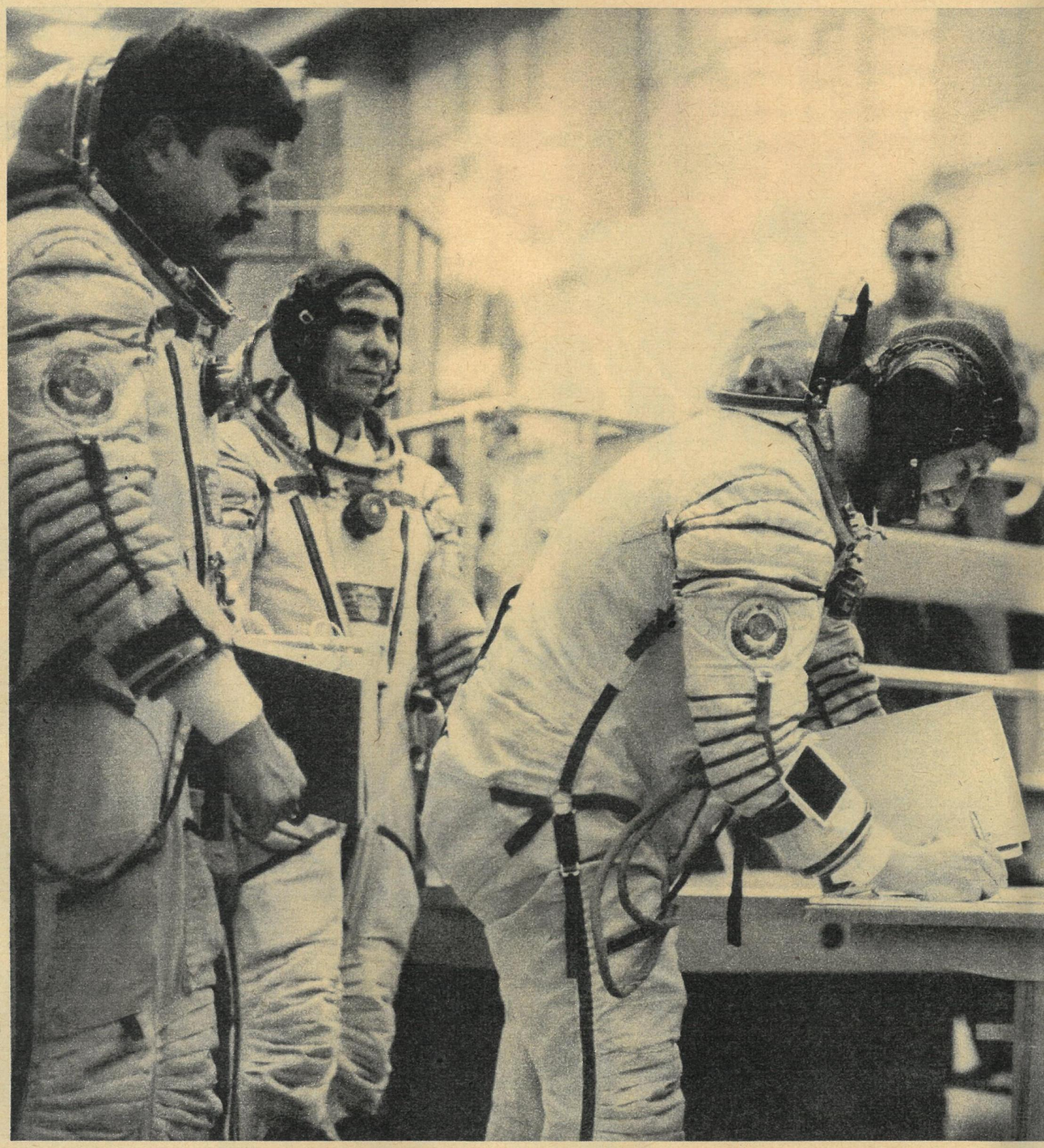
Erdgastrasse
Bekenntnisse eines Wurzelschweißers
Seite 46

Anthropologie
Die Prinzessin von Wraca
Seite 52

Schach
Der Kampf um die Krone ist entschieden – wie geht es weiter?
Seite 54

Titelfoto:
Harald Almonat

Redaktionsschluß für dieses Heft: 23. 12. 1987



Aller guten Dinge sind drei:

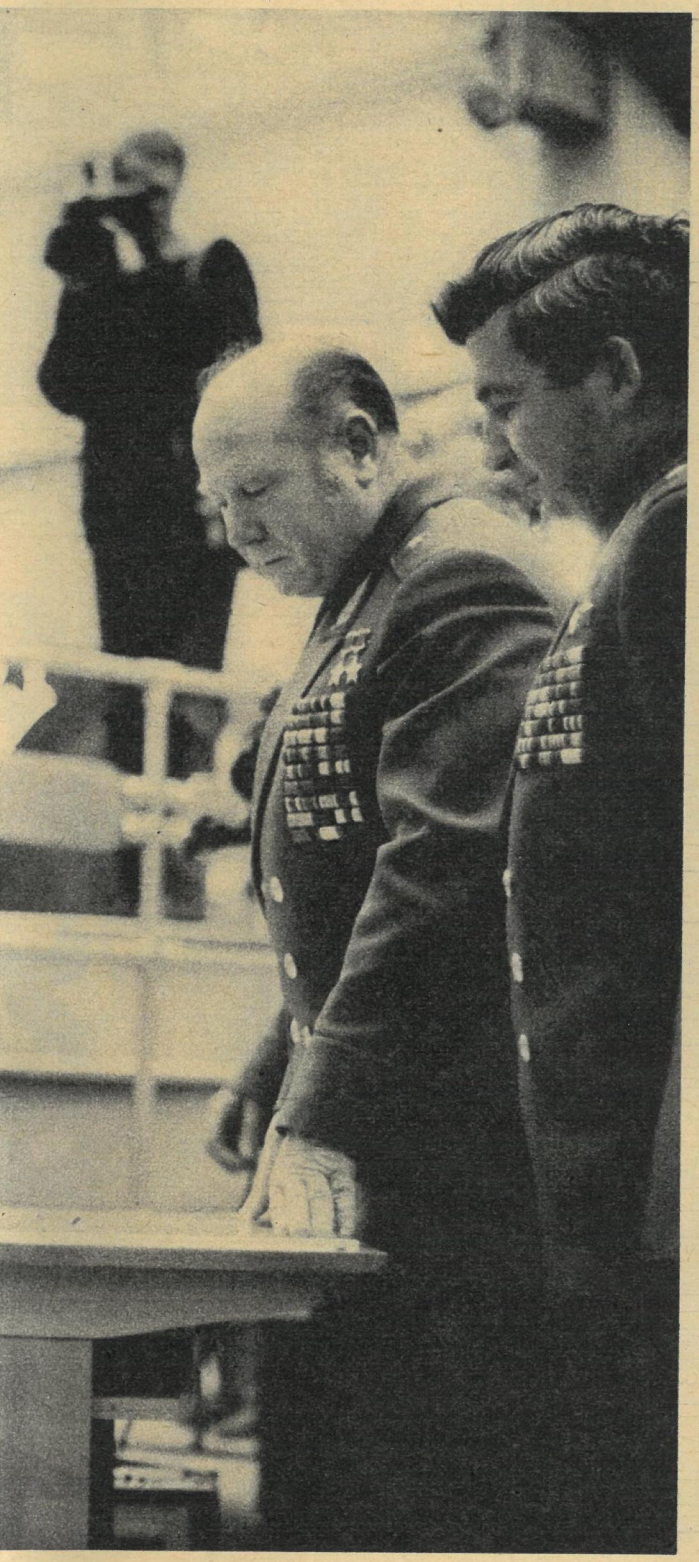
Ein „Pechvogel" im Glück

Im Orbit gehen die Lichter nicht mehr aus – fliegende Schichtablösung in der sowjetischen Orbitalstation nach elfmonatigem Arbeitszyklus.

Zum dritten Mal unterschrieb Kommandant Wladimir Titow den Flugauftrag für eine Reise in die Schwerelosigkeit. Diesmal für eine völlig neue Crew mit Bordingenieur Mussa Manarow und Forschungsingenieur Anatoli Lewtschenko, einem erfahrenen Testpiloten (von links nach rechts im Bild).

Zum dritten Mal saß der Mann mit dem berühmten Kosmonauten-Namen am Steuer des Sojus-Raumschiffes in einer startklaren Trägerrakete mit Kurs auf eine Orbitalstation. Aber nur zum zweiten Mal gelangte er jetzt in eine Erdumlaufbahn. Und zum ersten Mal wechselte er endlich in ein Raumlabor über; Wladimir Titow (Foto rechts) führt nach dem gelungenen Andocken von Sojus-TM-4 an den Orbitalkomplex Mir-Quant nun die Regie bei einem Kosmos-Unternehmen, das bis zum Herbst 1988 andauern könnte. Er übernahm den Staffelstab des Weltall-Champions Juri Romanenko, der sich fast ein Jahr in Mir aufhielt. Und er zündete für sich den Hoffnungsfunken für eine glücklichere Raumfahrer-Karriere nach zwei 1983 fehlgeschlagenen Missionen, in denen er in dramatischen Stunden und Sekunden seine Kosmonauten-Prüfung bestand. Lesen Sie dazu in einer unserer nächsten Ausgaben die Titow-Story „Held ohne Stern".

Wladimir Titows Crew tritt ein verantwortungsvolles Erbe an: Ablösung für die bisher erfolgreichste Stationsmannschaft mit Kommandant Romanenko. Und dazu die Bürde neuer, bisher noch niemals durchge-



führter Aufgaben. So soll nach einem Wochenflug eines sowjetisch-bulgarischen Gastteams eine sowjetisch-französische Equipe einen Monat lang in Mir experimentieren. Ein Interkosmonaut wird dabei im freien Weltall Gerüste montieren. Der Orbitalkomplex selbst wird in dieser Zeit um fünfzehn Tonnen schwerer werden, ein neuer Forschungsmodul am Bug von Mir festmachen. Auch mit DDR-Geräten an Bord. Ein Jubiläumsgruß zum zehnten Jahrestag des Sigmund-Jähn-Fluges im August 1988.

Karl-Heinz Eyermann (Text)
Alexander Moklezow/ APN (Fotos)

Nun erst recht!

von Karl-Eduard v. Schnitzler

„Die Welt ist nicht mehr dieselbe wie vorher", sagte Erich Honecker nach dem Gipfel von Washington. Es gab viele Ereignisse, die „historisch" genannt wurden, aber bald niedriger einzustufen waren und vergessen sind. Aber wenn landgestützte nukleare Raketen mit einer Reichweite zwischen 500 und 5500 Kilometern verschrottet werden sollen: Das gab es noch nie. Das ist fürwahr „historisch".

Das abwertende Argument, es handele sich „ja nur um drei Prozent" der Raketen, ist oberflächlich. Erstens ist es ein Anfang, und aller Anfang ist bekanntlich schwer: Der Einstieg in die Nuklear-Abrüstung – die Ratifizierung vorausgesetzt – ist geschafft. Zum anderen handelt es sich um solche Raketen, die uns in Europa bedrohen und nun verschrottet werden sollen. Schließlich: Sollen mit den „nur drei Prozent" vielleicht Zweifel geweckt werden: Zu mehr wird es wohl nicht kommen? Will man durch die Überbetonung des „nur drei Prozent" den Anfang madig machen, die Washingtoner Ergebnisse womöglich liquidieren?
Über zweierlei müssen wir uns klar sein. Erstens, wie für die Wirtschaft gilt auch für die Abrüstung: Das Erreichte ist noch nicht das Erreichbare, darf es nicht sein – um des Überlebens willen. Darum – wiederum wie in der Wirtschaft: Jetzt erst recht! Keine Pause! Eine Initialzündung sollte Washington sein, die eine Kettenreaktion auslöst. Keine radioaktive, versteht sich, im Gegenteil: Anlaß, Anstoß für weitere, weitergehende, schließlich allumfassende Verhandlungen und Verträge – von Null-Lösung zu Null-Lösung.
Wobei wir – zweitens – bei aller „Koalition der Vernunft" – keinen Augenblick aus den Augen verlieren dürfen, daß noch nicht alle Klassenfeinde „vernünftig", d. h. einsichtig geworden sind. Es gibt noch genug, denen – so Erich Honecker – „die ganze Richtung nicht paßt".

Sie sind leicht zu orten: im militärisch-industriellen Komplex, in Kreisen unbelehrbarer Revanchisten und solcher, die sich – wider alle Vernunft – immer noch nicht mit den Ergebnissen des zweiten Weltkrieges abfinden wollen.

Abrüstungsmaßnahmen in einem Bereich möchten sie durch Aufrüstungsmaßnahmen in anderen Bereichen „ausgleichen", wollen zurückkehren zum verhängnisvollen Kreislauf ständiger Vorrüstung und Nachrüstung. NATO-Pläne und NATO-Manöver entbehren noch der zeitgemäßen defensiven Militärdoktrin und zeugen von Überlegenheitsstreben und Hochrüstungsprogrammen: Koste es, was es wolle. Es würde das Leben kosten. Und die Existenz unseres schönen Erdballs.

Der Friedenskampf muß nun erst recht weitergehen. Kampf um den Frieden beseitigt nicht kapitalistische Widersprüche. In der friedlichen Koexistenz werden Kapitalisten keine Freunde des Sozialismus und Sozialisten keine Freunde des Kapitalismus. Lenin lehrt: Sozialistische oder bürgerliche Ideologie, ein Drittes gibt es nicht. Im Westen gibt es Kräfte, die (z. B. am 10. Dezember im Bundestag) immer noch von einer „Invasionsfähigkeit des Warschauer Vertrags" faseln. Die penetranten Hinweise auf eine „konventionelle Überlegenheit des Ostens" sollen von zwei Fakten ablenken. In Westeuropa gibt es immer noch das Nuklearpotential Großbritanniens und Frankreichs. Und die luft- und seegestützten Raketen der NATO sind ebenfalls noch vorhanden. Zum anderen soll davon abgelenkt werden, was in vielen Reden und vielen unserer Vorschläge immer wieder gesagt wurde und was Erich Honecker jetzt so formuliert hat: „Wer mehr hat, rüstet mehr ab, statt daß hinzurüstet, wer weniger hat. Ein anderer Grundsatz kann nicht gelten, um Asymmetrien auf dieser oder jener Seite beizukommen."

Wenn wir das zu Ende gegangene Jahr im Hinblick auf die brennendste Frage unserer Zeit mit ermutigenden Ergebnissen abschlossen, die zu neuen Hoffnungen berechtigen (und wir haben nicht wenig dazu beigetragen), so geht es nun um einen breiten Durchbruch, der nicht bei der Begrenzung der Rüstungen, der nuklearen wie der konventionellen, haltmacht, sondern zu ihrem Abbau führt, zu mehr Sicherheit bei weniger Waffen.

Dabei kann sich die Menschheit auf den Beweis stützen, der in Washington erbracht worden ist: Wenn Vernunft und Realismus walten, kann trotz mannigfacher Widerstände und Hindernisse ein Durchbruch zu einer atomwaffenfreien Welt erreicht werden, in der es militärische Motivation, Bewaffnung und Gefechtsbereitschaft nur noch so gibt: Ausreichend für die Verteidigung, für die Abwehr von Überraschungsangriffen, und auf das Maß begrenzt, das keine Aggression erlaubt.

Wenn wir unsere Arbeitsplätze als Kampfplätze für den Frieden auffassen und Leistungen vollbringen, dann wollen wir damit unsere Friedensinitiativen stärken und das Glück des Menschen fördern. „Die stabile und dynamische Entwicklung der Leistungskraft unseres Landes" – so Erich Honecker – „ist in diesem Sinne von großem Gewicht."

Damit ist vorgegeben, was wir im neuen Jahr zu vollbringen haben: politisch, wirtschaftlich, kulturell, moralisch, militärisch. Bei allen Anforderungen, bei allen Problemen, die zu bewältigen sind, haben wir Grund zur Genugtuung, zum Optimismus, zur Freude.

Wenn die Ruhr brennt, so sagt man, hat der Rhein nicht genug Wasser zum Löschen. Aber jetzt brennt auch der Rhein. Eines der Grundrechte der Menschen einer ganzen Region steht auf dem Spiel: das Recht auf Arbeit. Klassenkampf in einer der höchstentwickelten Industrieregionen dieser Welt.

Zwei Tage bei den Kruppianern in Duisburg-Rheinhausen

Ein Bericht von Detlev Steinberg (Bild und Text)

NOT WEHR

In den Straßen von Rheinhausen übt die Gruppe „Fort-Schrott“ Solidarität, damit nie der Name dieser Stadt Tothausen heißen soll.

NOTWEHR

Die Menage am Werktor 1 ist das Kommunikationszentrum aller an der Aktion Beteiligten.

„Um sechs Uhr mußt Du hier sein, sonst kommst Du durch die Sperren nicht durch nach Rheinhausen", sagt Karl-Heinz Bonten, mir einen Passierschein zuschiebend, der mich als „Kurierdienst Presse (Betriebsrat)" ausweist. „Was hier geschieht, hat völlig neue Dimensionen – es geht nicht mehr nur um ein paar tausend Arbeitsplätze oder nur um die Schließung eines Werkes. Es geht um das Überleben einer Region. Als ich vor ein paar Monaten in der Villa Hügel mit Eurem Generalsekretär geredet habe" – (Karl-Heinz Bonten ist Vertreter des Betriebsrates der Gewerkschaft der IG Metall im Aufsichtsrat von Krupp-Stahl) – „war an so etwas noch nicht zu denken." Im Gebäude des Betriebsrates, im Zimmer des Organisationsbüros, herrscht Hektik. Telefone schrillen, Kollegen kommen und gehen, Flugblätter werden gebracht, geholt und wieder eingezogen. Delegationen anderer Gewerkschaften möchten Solidarität bekunden. Dennoch findet Karl-Heinz Bonten Zeit, ein paar Sätze mit mir zu reden. „Vor 90 Jahren, genau am 18. 12. 1897, fand hier in Rheinhausen der erste Hochofenabstich statt. Nach dem zweiten Weltkrieg haben unsere Väter mit bloßen Händen verhindert, daß die Engländer das Stahlwerk demontieren konnten; mein Vater kam damals aus dem KZ Sachsenhausen. Zu jener Zeit waren die Väter der heutigen Krupp-Manager gerade entnazifiziert."

Drei Feuerwehr-Männer kommen und wollen wissen, wie es morgen mit den Straßenblockaden langgeht. Bonten gibt ihnen die Auskünfte, die er geben kann. Die drei sind nun klüger als zuvor und gehen wieder. „Der Kampf geht aktuell um die Erhaltung des Standortes." Auf meine Frage: „Streik?" wird abgewinkt: „Nein, das sind Arbeitsniederlegungen. Wir haben ja ein Interesse daran, daß es weitergeht. Wir gewährleisten ein Minimum an technologischer Funktion, damit die Anlagen nicht kaputtgehen. Werden wir den Ast absägen, auf dem wir sitzen? Hier gebe ich Dir mal ein Flugblatt." Wieder schrillen die Telefone, und ich sehe ein, daß ich nicht länger stören kann, und lese den „Rheinhauser Aufruf".

Der Aufruf trägt 24 Unterschriften, darunter die von Pfarrer Dieter Kelp, dem Vorsitzenden des Bürgerkomitees „Rheinhausen soll leben". Mit ihm wird noch zu reden sein.

Leichter zu erreichen ist im Moment Herbert Leimkühler, Steuermann im Walzwerk, Betriebsrat und Mitglied der DKP. „Der Betriebsrat hatte sich schweren Herzens mit der Unternehmensleitung auf eine Reduzierung um 2000 Arbeitsplätze geeinigt, bei entsprechender sozialer Absicherung. Am 26. 11. erfuhren wir, daß sich hinter unserem Rücken Krupp, Mannesmann und Thyssen auf eine Konzentration der Stahlproduktion in den Werken Huckingen und Hamborn geeinigt hatten. Beim Plan zur Liquidierung des Standortes hatten die Herren im Konzern nur an den Profit gedacht – aber an kein Sozialprogramm. Dabei hat die Partnerschaft zwischen Krupp und den Kruppianern Tradition. Viele Familien arbeiten seit drei Generationen hier und dachten, daß auch den Söhnen und Enkeln die Hütte weiter Symbol für Heimat und Brot wäre. Deshalb konnten sich Arbeitervertreter und Bosse in Krisensituationen immer noch irgendwie auf einen Kompromiß einigen. Aber bis Ende '88 soll das Werk nun in zwei Stufen dichtgemacht werden. Auf dem Rechtsweg ist nichts zu erreichen. Der Staat hat den Unternehmen freigestellt, welche Standorte sie aufgeben, um die Kapazitäten ‚gesundzuschrumpfen'. Unsere große Chance ist die Solidarität. Hier liegt die Möglichkeit zum Erhalt der Bude. Und nicht nur alle Stahlarbeiter sind mit uns, auch die Bergleute (in den nächsten Jahren sollen ja in unserem Revier zusätzlich etwa je 30 000 Arbeitsplätze für Stahl und für Kohle beseitigt werden); mit uns sind die Händler, Gewerbetreibenden, Künstler, Lehrer, öffentliche Dienste. Hier findet ein Kampf statt, den es jahrzehntelang in der Arbeiterschaft der BRD nicht gegeben hat. Hier geht es nicht um Tarife, um Arbeitszeitverkürzungen, hier geht es um die nackte Existenz. Und an den 6000 Arbeitsplätzen hängen ja mindestens dreimal so viele andere Menschen in der Region. Meine Frau übrigens auch, die ist Verkäuferin." Die Kampfformen seien ungewöhnlich, aber wirkungsvoll, meint Herbert Leimkühler. „Wenn morgen der Verkehr in der Gegend lahmliegt, wenn Solidaritätsaktionen im ganzen Gebiet laufen, wenn die Förderkörbe in der Steinkohle stillstehen, wird allen Menschen und den Politikern hoffentlich auffallen, wie sehr das hier zum Himmel stinkt." Wie könnte man den Betroffenen denn wirklich helfen, welcher Weg führte aus der Sackgasse? frage ich. „Natürlich wäre Vergesellschaftung (ich sage nicht Verstaatlichung) ein Fernziel. Zur Zeit steht aber auf der Tagesordnung, ein betriebswirtschaftliches Optimum zu erreichen und dabei die Arbeiter im Auge zu haben. Im Umweltschutz könnte noch viel gemacht werden, könnte man Arbeitsplätze schaffen, der Energieträger Kohle könnte als Alternative zum Atom eingesetzt werden. Für die Investitionen würde wieder Stahl gebraucht. Auch die Abrüstung könnte Gelder freisetzen, die zur Rettung unserer Region verwendet werden könnten. Der Möglichkeiten sind viele, wenn man gutwillig ist. Wir müssen die Unternehmer an den Verhandlungstisch zwingen. Und nicht nur die Unternehmer. Hier läuft doch noch ein ganz anderer Prozeß. Im Laufe der Schrumpfung ist hier eine hochtechnologisierte Stahlindustrie aufgebaut worden, die seit 1974 144 300 Arbeitsplätze wegrationalisiert hat, das sind mehr als 50 Prozent. Im vergangenen Jahr waren im Stahl noch 142 700 beschäftigt. In den anderen EG-Ländern ist die Stahlindustrie staatlich oder staatlich subventioniert. Das heißt, daß aus weniger produktiven Werken in der EG billigerer Stahl kommt als aus den Werken an Rhein und Ruhr, die technologischen Höchststand an optimalen Standorten haben. Und die Bundesregierung geht in der EG ‚mit gutem Beispiel' voran: Zuerst wird hier gesundgeschrumpft."

600 Kilometer bin ich von Berlin in meinem Trabant gefahren, spreche deutsch mit Deutschen, finde Verständnis und verstehe: Ich bin in einer anderen Welt.

Der Aktionstag

Sechs Uhr morgens. Dunkelheit. Von der Autobahn biege ich mit dem treuen Zweitakter in Rheinhausen ein. Bislang hatte mich niemand aufgehalten. Doch dann Blaulicht, rote Kelle. Polizei. Winkt mich nach links. Angehalten, ausgestiegen. Vorgestellt: „Presse, DDR". „Oh, dann können Sie durch!" Nächste Kreuzung – wieder Polizeisperre. Dieser Beamte glaubt wohl, in der frühen Morgenstunde einer Fata Morgana aufgesessen zu sein. Das FREIE WELT-Presseschild überzeugt ihn nicht. „Können Sie sich legitimieren?" Kann ich. Und darf selbstverständlich weiter bis zur Rheinbrücke. Hier wird blockiert. Doch die Fahrzeuge sind dem Winken der Polizei gefolgt, hier gibt es keine Konfrontation. Im fahlen Licht einiger Scheinwerfer stehen viele Leute. Vorwiegend mit Helmen, Kruppianer. Die Brücke, die normalerweise um diese Zeit einer Belastungsprobe unterzogen wird von einer Fahrzeugkolonne, Stoßstange an Stoßstange, sie steht leer und verwaist. Ein weiß-rotes Band aus Plastik sperrt sie. An Koksöfen wärmt man sich die Hände, die nasse Kälte kriecht in Schuhe und Ärmel. Ein paar Jugendliche mit roter Fahne und einer in Henkerstracht postieren sich vor das Transparent „Heute wir, morgen ihr, übermorgen das Revier" und lassen sich knipsen im Kreuzfeuer der Blitzlichter. Während die SDAJ-Mitglieder nur eine Posse aufführen, befürchten die Kruppianer und die Gewerkschaften tatsächlich die Einmischung ultrarechter oder ultralinker Elemente in ihren Klassenkampf, befürchten, daß hier die Wogen hoch schlagen könnten wie kürzlich auf dem Flughafen in Frankfurt am Main.

Doch diese Befürchtungen sind gegenstandslos. Dort, wo Arbeiter Macht demonstrieren, dort ist kein Platz für Krawall oder gar Mord.

Was auf der Rheinhausener Rheinbrücke wie ein Volksfest anmutet, ist harter Arbeitskampf (Bild oben). Die Signale stehen auf Halt, im Werk wie in der Stadt: Keine Fahrt für die Pläne der Konzernleitung (Fotos links und rechts).

Ablösung per Schiff für die Brückenblockade, denn auf den Straßen läuft nichts mehr. Nach Stunden in der Kälte ist der Schlaf wohlverdient.

Bürger dieser Stadt!
Kolleginnen und Kollegen!

Über 16 % Arbeitslose in dieser Stadt.
Über 32.000 Einzelschicksale.
19.000 Sozialhilfeempfänger.
Leere Stadtkassen.

Als Folge:
Schließung von Büchereien und Schulen.
Das ist die Situation **jetzt!**

Seit wenigen Tagen wissen wir:

Jetzt soll der völlige Kahlschlag erfolgen.

Krupp Stahl will sein Werk in Rheinhausen mit über 6.000 Beschäftigten schließen.

Das bedeutet nicht **nur:**

In Rheinhausen gehen die Lichter aus!

Das bedeutet:

Duisburg wird zum Armenhaus der Republik!

Die Konzernvorstände Thyssen, Mannesmann und Krupp sind sich einig,
Total-Schließung muß durchgeführt werden.
Nicht von ungefähr betreiben sie die Total-Stillegung als Dreigestirn.

Heute Rheinhausen
MORGEN ???

Wenn die Schließung Rheinhausen gelingt, ist der Damm gebrochen.
Duisburg als lebendige Stadt wird Zug um Zug ausradiert.

Kämpfen Sie mit uns für unsere Stadt !!!

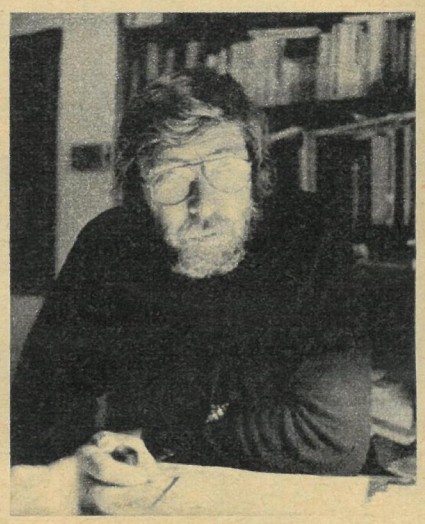
Wir wollen hier leben und arbeiten.

Duisburg darf nicht sterben!

IG Metall · Betriebsrat KS · Bürgerkomitee

Vorderseite des „Rheinhauser Aufrufs"

Und sehr genau das wissend, erklärt Nordrhein-Westfalens SPD-Innenminister Schnoor: „Das ist nicht die Stunde der Polizei, das ist die Stunde der Arbeiter", und: „Wenn Tausenden der Verlust des Arbeitsplatzes zugemutet werden soll, werden diejenigen, die Arbeit haben, mal einen Stau ertragen können." Er sagt: „Soll ich denn mit Kerosin löschen? Das werde ich nicht tun, auch wenn diese Forderung von interessierten Gruppen an mich herangetragen wurde. Der Arbeitskampf wird von einer Gewerkschaft und Betriebsräten geführt, die wissen, welche rechtlichen Grenzen es gibt und wie weit die Polizei Neutralität wahren kann. Hier stehen sich Kinder des Reviers gegenüber, Stahlarbeiter und Polizisten. Beide Seiten wissen, was sie einander zumuten. Ich bin sicher, diese Schwelle wird nicht überschritten."



Pfarrer Dieter Kelp, Vorsitzender des Bürgerkomitees, im Rheinhauser Aufruf: „Wir erwarten Solidarität nicht nur als ein Gebot gegenseitiger Hilfe, sondern auch der Sicherung der eigenen Zukunft."

---

7 Uhr. Man sammelt sich vor dem Werktor 1. Leute, Leute. Nicht nur von Krupp. Andere Gewerkschaften ziehen auf, kleine Demonstrationszüge, ÖTV, Handwerker; Spruchbänder der türkischen Kollegen sind zu sehen. Auditorium für den IG-Metallvorsitzenden Herbert Steinkühler. Kalt ist es, aber die Massen sind nicht unterkühlt. Sie gehen mit, wenn Steinkühler sagt: „Damit werden Konturen einer kapitalistischen Logik überdeutlich... Das sind keine Stilfragen, für die man einzelne Personen haftbar machen kann, das sind Machtfragen, Fragen der Struktur unseres Wirtschaftssystems, das zu ändern andere politische Strukturen in Bonn voraussetzt... Die IG Metall kann nicht akzeptieren, daß Rheinhausen dichtgemacht wird. Die Arbeitnehmer dieser Republik dürfen nicht zum Spielball unternehmerischer Willkür gemacht werden... Gegen die gemeinen Pläne des Konzerns stellen wir den gemeinsamen Kampf der Kollegen. Er muß

geführt werden mit heißem Herzen, aber auch mit kühlem Kopf… Zum Realismus gibt es viele Gründe, zur Resignation gibt es keinen einzigen Grund… Und denkt daran: Wer nicht teilt den Kampf, der wird teilen die Niederlage."

Während der Rede von Franz Steinkühler haben die Stahlarbeiter nicht nur ihre kühlen Köpfe bewahrt, sondern auch kalte Füße bekommen. Ihnen sind Aktionen näher als Appelle. So sehen die Stahlarbeiter in der Aufforderung eine Erlösung: Jetzt bitte 250 Kollegen zum Betriebshafen, wir wollen die „Nachtschichten", der Brückenbesetzer von Thyssen und die Mannesmänner ablösen, die seit drei Uhr nachts dort blockieren, auf Krupps Kosten bitten wir zu einer Rheinfahrt, die zwar nicht lustig, aber nötig ist.

Inzwischen schippere ich mit den anderen auf dem Rhein. Der gar nicht rein aussieht, doch das mag an dem bleiernen Himmel liegen, an dem Tag, der nicht Tag werden will und sich so träge dahinzieht, wie der Dampfer vorwärtskommt. Die Stimmung ist gut an Bord, man staunt nicht schlecht, daß auch ein Reporter aus der DDR da ist. Man kommt ins Plauschen. Es geht um die Arbeit, um den Kampf, ums Geld. Wie lange es noch gehen mag, denn Weihnachten werden die Familienkassen knapp sein. Immerhin verdient ein Stahlarbeiter im Vierschichtsystem so um die

Herbert Leimkühler, Betriebsrat: „Unsere große Chance ist die Solidarität."

2200 DM auf die Hand. Und die fehlen natürlich, wenn nicht gearbeitet wird. Breit ist die Solidarität, Geldspenden gehen ein – von der SPD 50 000 DM, da ein anonymer Scheck über 500 DM und dort einer von Kaufleuten aus Rheinhausen über 200 DM.

Die ersten gehen vom Schiff, die müden Männer und Frauen von der Homberger Brücke kommen an Bord, noch ein „fliegender Wechsel" mit den Mannesmännern. Müdigkeit macht sich breit an Bord, Erschöpfung. Ein Ostpreuße findet immer neue Scherze, der Glühwein, den es gegen die Kälte gab, hat ihm gutgetan. Während ein Kumpel nach dem anderen beim leisen Stuckern des Schiffsdiesels einschlummert, unterhalte ich mich mit den Fotografenkollegen und einer macht mir die Vorgänge so deutlich: „Du mußt dir das hier so ähnlich vorstellen wie früher die Kolonien. Da sind die Kapitalisten hergekommen, haben die Region ausgesaugt, die Menschen ausgepreßt. Nun steht hier alles voll von dreckschleudernden Industrieanlagen, die Luft ist verpestet, und von der Natur kaum noch etwas zu sehen. Die Profitraten sind durch den Strukturwandel in die roten Zahlen gerutscht. Auch vom Staat sind keine Subventionen mehr zu erwarten. Elektronische Industrie kann man hier nicht aufbauen, das Wasser ist zu schmutzig, die Luft zu staubig. Außerdem haben die Arbeiter hier Kampftraditionen und ein Bewußtsein wie kaum anderntorts. Und in Süddeutschland, da sind die Almen noch grün, die Luft ist sauber, und die Menschen wollen ihr Häusle bauen und sind nicht so aufmüpfig. Da ist es doch viel bequemer, dort eine hochprofitable, hochtechnologische Industrie aufzubauen. Das Ruhrgebiet hier im Jahr 2000 stelle ich mir so vor: Geisterstädte, vielleicht ein Nationalpark zur Besichtigung von Technologien des vergangenen Jahrtausends?"

Nachdem das Schiff wieder angelegt hat, im Krupp-Hafen von Rheinhausen, bei der Wanderung durch die Kruppsche Geisterfabrik, wo sich in kaum einer Abteilung noch ein Rädchen dreht, kommt mir diese Zukunftsvision gar nicht so unrealistisch vor.

Auf der Kreuzung Friedrich-Ebert-Straße/Moerser Straße blockieren die Frauen und die Kinder. Trotz Kälte und Schneegriesel ist die Stimmung gut. Dafür sorgt auch die Gruppe „Fort-Schrott" aus Wuppertal mit ihren Liedern. Weniger geschäftig geht es in der Fußgängerzone zu, dem Rheinhausener Geschäftszentrum. Fast alle Läden sind geschlossen, Plakate „Rheinhausen soll leben" hängen in den Fenstern. Das Personal kam nicht durch die Blockaden. Oder haben die Geschäftsleute aus Solidarität geschlossen? Frau Irmgard Wolf, Inhaberin eines Tabakwaren- und Zeitungsladens, frage ich, warum sie die Plakate ins Fenster gehängt hat.

„Was, das begreifen Sie nicht? Wenn ‚Krupp' stirbt, kann ich meinen Laden dichtmachen, wer raucht denn dann noch oder hat Geld für Zeitungen? Der Bundeswirtschaftsminister macht eine Kampagne um die Ladenöffnungszeiten, aber Rheinhausen ist ihm egal. Wir sind alle betroffen."

Inzwischen ist die Mittagszeit vergangen, und ich rufe Pfarrer Dieter Kelp an: Ich soll gleich vorbeikommen. Der Pfarrer ist schon wieder im Mantel, wollte eben in den Betriebsrat fahren, legt den Mantel in seinem stilvollen Arbeitszimmer wieder ab. Auf eine Tasse Kaffee hat er Zeit. Diese bringt seine Frau, Rechtsanwältin, gerade zurückgekehrt von der Fraueninitiative, legt noch Weihnachtskekse auf den Tisch: Solidaritätskekse. „Warum machen Sie das, Herr Pfarrer, warum nehmen Sie die Belastungen eines Vorsitzenden des Bürgerkomitees auf sich?" „Sie haben den Rheinhauser Aufruf gelesen? Der Entwurf stammt aus meiner Feder, denn ich meine, wo Leute in Bedrängnis sind, da gehören wir an ihre Seite. Wissen Sie, wir haben nicht vor, in unserer Gemeinde nur noch zu beerdigen, wir wollen auch taufen. In einer Auseinandersetzung, wo es um die Würde des Menschen geht, ist es die soziale Pflicht der Kirche, zu helfen. Arbeitslosigkeit ist doch kein blindes Schicksal, sondern von politischen und wirtschaftlich handelnden Menschen bewußt in Kauf genommen oder sogar herbeigeführt. Wir müssen diese Menschen beim Namen nennen. Radikal müssen wir sein zugunsten der Schwachen, so wie es die Bibel sagt."

Irmgard Wolf: „Wenn Krupp stirbt, wer hat denn dann noch Geld für Zeitungen?"

„Aber die Kirche ist doch keine politische Institution?" „Nein, ist sie nicht, aber sie ist auch nicht apolitisch. Und Nichteinmischung wäre hier genauso eine politische Entscheidung wie Partei ergreifen."

Hohe Anerkennung hat Dieter Kelp für den Kampf, für die Menschen, die Arbeiter, die hier genauso wie er und seine Frau alles geben, um zu helfen und zu verändern. Die Aktion erfaßt das ganze Revier. Die Solidarität ist breit wie nie zuvor.

Pfarrer Kelp muß wieder ins Werk, zum Betriebsrat.

Die letzte Fahrt nochmals zur Rheinbrücke, die nach Duisburg-Hochfeld führt. Massenversammlung wie zu einem Volksfest. Man kommt, löffelt eine Suppe, kostenlos, versteht sich, probiert die von der Arbeiterwohlfahrt, von der DKP oder vom Christinenhaus und vergleicht die Qualität. Wie lange soll der Kampf noch gehen? Eine Woche, zwei, drei? Zäh werden die Verhandlungen mit der Unternehmensleitung geführt? Vier Optimierungsvarianten für das Werk sind bekannt geworden, doch nur eine erscheint den Konzernherren optimal: die völlige Stillegung. Doch kommt Freude auf über kleine Zwischensiege, über die Aktionen an diesem Tag, über die mit Bravour bestandene Kraftprobe.

Karl-Heinz Bonten: „Nach dem Krieg haben unsere Väter die Demontage des Stahlwerkes verhindert. Heute geht der Kampf um die Erhaltung des Reviers."

NOT WEHR

Die Region ist stolz
auf ihre Arbeiter — im
Kampf geboren und
wieder was dazugelernt.
Der alte Spruch gilt
noch immer:
Alle Räder stehen still ...

● Wörtlich

Selbstverständlich hat sich das nikaraguanische Volk mit Gewalt von einer unendlich blutrünstigen Diktatur befreien müssen. Und jetzt muß es sich wieder gegen Gewalt verteidigen…

Dietmar Schönherr, BRD, Schauspieler

● Kurz berichtet

Dieser alte Groschen Václavs IV. gehört zu den 2000 Exponaten, die in der ständigen Ausstellung „Zeugnisse der nationalen Vergangenheit" im Lobkowitz-Palais der Prager Burg zu sehen sind. Das architektonisch wertvolle Barockgebäude ist im vergangenen Jahr nach fast 15jähriger Rekonstruktion fertiggestellt worden.

Die ersten Trolleybusse der Mongolischen Volksrepublik hatten jetzt auf einer dreizehn Kilometer langen Strecke in Ulan-Bator Premiere. Hier kommen zunächst sieben von der UdSSR gelieferte Fahrzeuge zum Einsatz.

Granatäpfel, Wein und andere Früchte haben die Mitarbeiter des tadshikischen Sowchos „Drushba" 1987 erstmals in einem „Garten über den Wolken" geerntet – einer Obstplantage, die an den Hängen des bis zu 5500 Meter aufragenden Hissar-Kammes angelegt wurde.

Papiergeld war im alten China schon lange vor dem europäischen in Gebrauch. Chinesischen Schätzungen zufolge soll es bereits 2697 v. u. Z. geschaffen worden sein. Vom 13. Jahrhundert an sogar einziges Zahlungsmittel, kehrte man seit dem 17. Jahrhundert langsam zum Metallgeld zurück.

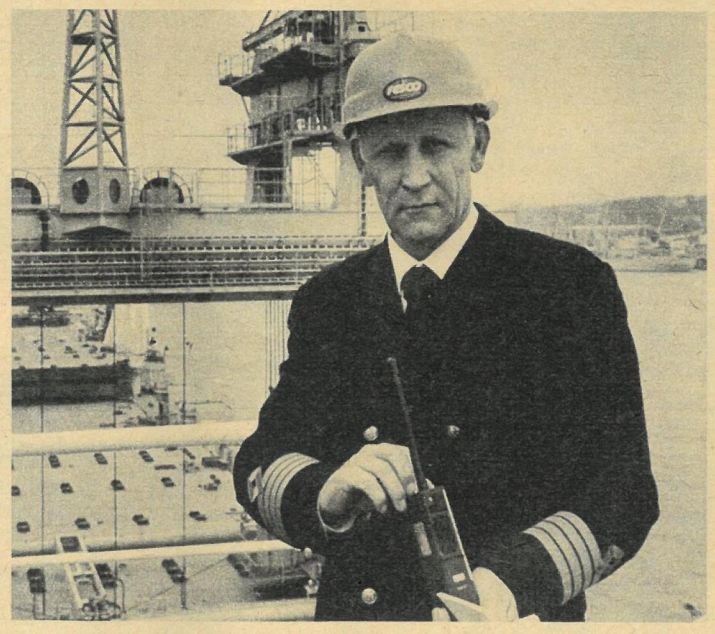
Eine neue, kostensparende und umweltfreundliche Treibstoffmischung auf der Basis von Diesel und Propan-Butan wird derzeit im bulgarischen Burgas erprobt. Treibstoffeinsparung und verringerte Schadstoffwirkung haben dabei keinerlei Einfluß auf die Leistungsfähigkeit der Motoren.

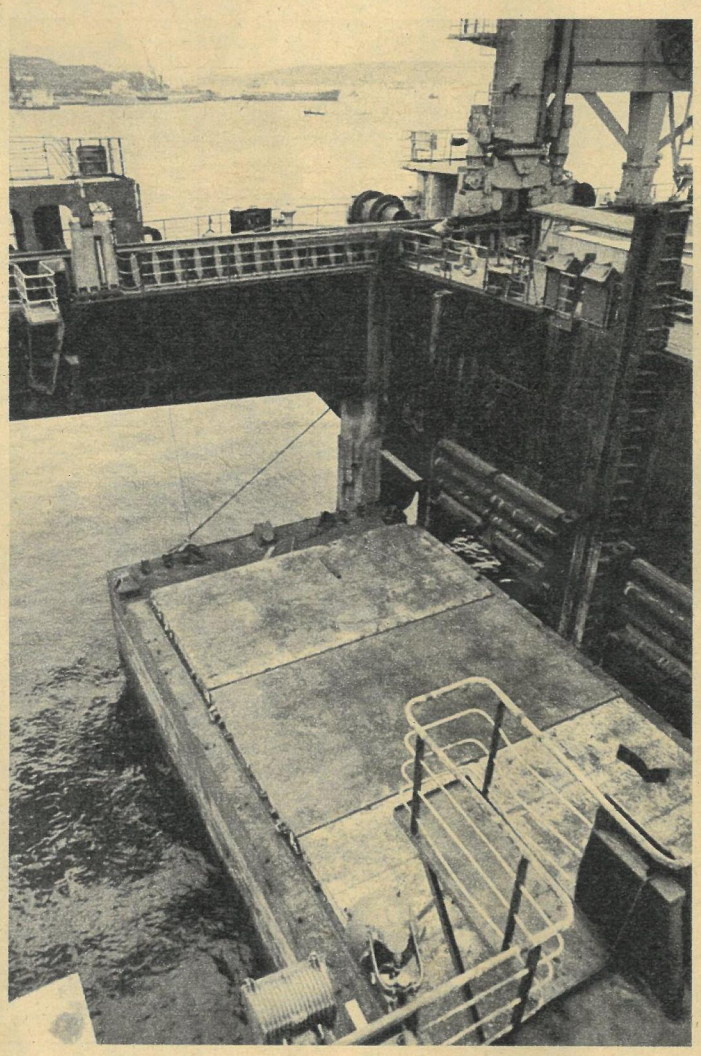
Verdreifachen wird sich in den nächsten Jahren die Marmorproduktion Kubas. Durch Modernisierung in den drei Abbau- und Verarbeitungszentren wurden 1987 gut 210 000 Quadratmeter Marmorkacheln und -platten hergestellt.

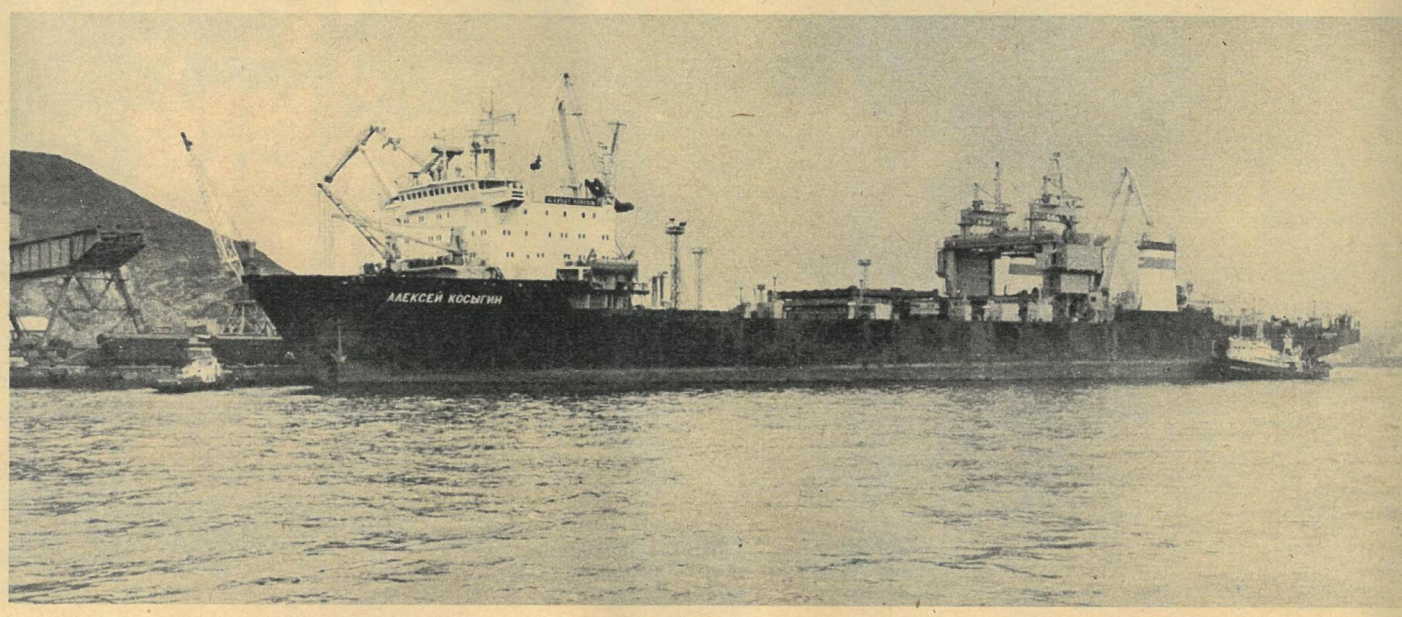
Leichter an Bord

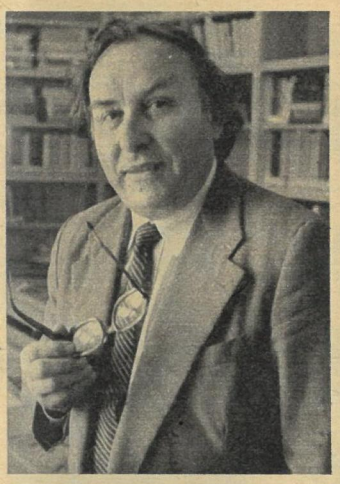
Mit ihren knapp 263 Metern Länge würde sie nicht einmal zur Hälfte ins Leipziger Zentralstadion passen: die „Alexej Kossygin" (Foto unten). Sie ist das erste in der Sowjetunion gebaute LASH-Leichtertransportschiff (Ligther aboard ship) und kann bei einer Fahrt 82 Leichter an Bord nehmen. Jeder dieser selbsttragenden, schwimmenden, antriebslosen Container (Foto Mitte) kann wiederum bis zu 370 Tonnen Fracht laden. „Wir benötigen zum Be- und Entladen unseres Schiffes keine technischen Hilfsmittel mehr an Land. Das heißt, wir können die Leichter unabhängig sowohl im Hafenbereich als auch auf Reede und wesentlich schneller als sonst üblich auf dem Wasser absetzen oder wieder aufnehmen", sagt Kapitän Wladlen Jurjew (Foto oben). Die „Alexej Kossygin" setzt ihre 82 Leichter mit einem bordeigenen Kran am Heck ins Wasser ab, und nicht mehr als 24 Stunden Umschlagszeit sind dazu notwendig. Anschließend lassen sich die schwimmenden Container, zu Schubverbänden gekoppelt, mit Bugsierern oder Schleppern beliebig weiterbefördern. Es ist nicht von ungefähr, daß dieses Leichterschiff von der Fern-Ost-Reederei in Wladiwostok eingesetzt ist, denn unter den harten Bedingungen des Klimas und der wenig besiedelten und erschlossenen Gebiete des hohen Nordens ist die Beschleunigung der Be- und Entladeprozesse gegenwärtig das Hauptproblem. Mehr als 90 Prozent aller notwendigen Anlagen und Güter kommen auf dem Seeweg dorthin. Und das bei der notwendigen Erschließung der ungeheuren Naturreichtümer, wie Erdöl, Erdgas, Kohle, Eisenerz, Gold, Diamanten, Holz, Edel- und Nichteisenmetalle! Für den Fernen Osten ist jetzt ein neues Entwicklungsprogramm vorgesehen: das „Langfristige staatliche Programm der komplexen Entwicklung der Produktivkräfte der Fernöstlichen Wirtschaftsregion". Schon vor drei Jahren schätzte Akademiemitglied Alexej Trechnikow zum Verkehrswesen ein: „Um die Schiffahrt zu gewährleisten, muß in erster Linie noch weiterentwickeltere und leistungsfähigere Technik eingesetzt werden." Das Leichtertransportschiff ist ein Schritt in diese Richtung. Mit seiner Hilfe lassen sich zum Beispiel die großen Flüsse des hohen Nordens noch besser als Wasserstraßen nutzen. Auf ihnen gelangen die Leichter in die Häfen oder weit in das Landesinnere. „Um hier überhaupt bestehen zu können, muß die Stabilität und Festigkeit des Schiffskörpers gewährleistet sein, damit er nicht von den Eismassen zerdrückt wird", so Kapitän Jurjew. Er verweist auf den doppelten Boden, die doppelten Seitenwände und den Eisbrecherbug der „Alexej Kossygin". Damit aber auch die 39 Mann zählende Besatzung die lange Winterperiode gut übersteht, sind Hospital, Bibliothek, Fotolabor, Sportraum, Sauna und Schwimmbad mit an Bord.

Peter Garden (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)









Mit Knödeln dicke da

Auskünfte für FREIE WELT gab Medizinalrat Dr. Stanislav Hejda, Präsident der Tschechischen Gesellschaft für Rationelle Ernährung.

Welche Hauptsünden begehen Ihre Landsleute beim Essen und Trinken?

Sicher die gleichen wie bei Ihnen. Wir essen zuviel, zu fett, zu süß, zu salzig und trinken zuviel Alkohol, vor allem unser geliebtes Bier. Dagegen fehlt der Nahrung Vitamin C, oftmals durch zu langes Kochen. Wir verzichten paradoxerweise auf Ballaststoffe aus Kartoffeln, Schwarzbrot oder Hülsenfrüchten – vor Angst, dick zu werden. Bei uns gibt es Menschen, die jährlich bis zu 15 Kilogramm Fett – das sind 60 Stück Butter – mehr essen, als wir empfehlen. Unsere Männer würzen zu stark. Ihre Nahrung enthält täglich durchschnittlich zwei gehäufte Teelöffel Salz, etwa 12 Gramm. Hier hat der Bluthochdruck eine seiner Wurzeln.

Sicherlich sieht Ihre Organisation hier nicht tatenlos zu...

Jedes Jahr im Oktober organisieren wir zum Beispiel landesweit die Aktion „Ernährung und Gesundheit". Intensiver als in den anderen Monaten klären wir dann die Menschen auf. Im vergangenen Jahr wählten wir das Motto „Ernährung – unser aller Sache". 50 000 Flugblätter verteilten unsere Helfer in öffentlichen Gebäuden und in Einrichtungen des Gesundheitswesens. Im ganzen Land, in den Schulen, in den Kasernen wird in diesem Monat stärker auf die Grundsätze der gesunden Ernährung eingegangen. Darüber hinaus stellen Industrie und Landwirtschaft neue, gesundheitsfördernde Lebensmittel vor.

Grau ist bekanntlich alle Theorie. Welche praktischen Schritte leiten Sie ein?

Unsere jüngste Initiative ist die Weiterbildung von Köchen aus Betriebsküchen. 20 bis 22 Prozent der Bevölkerung – so hat unser Gesundheitsminister festgestellt – müßten zur Gesunderhaltung Diät essen. In achttägigen Kursen, die ersten waren in Plzeň und Teplice, vermitteln wir Köchen die Grundlagen der Diäternährung. Sie lernen, welche Kost übergewichtigen oder von Arteriosklerose bedrohten Menschen zuträglich ist. Diese Diätgerichte werden künftig in den Werkskantinen neben dem Normalessen gereicht.

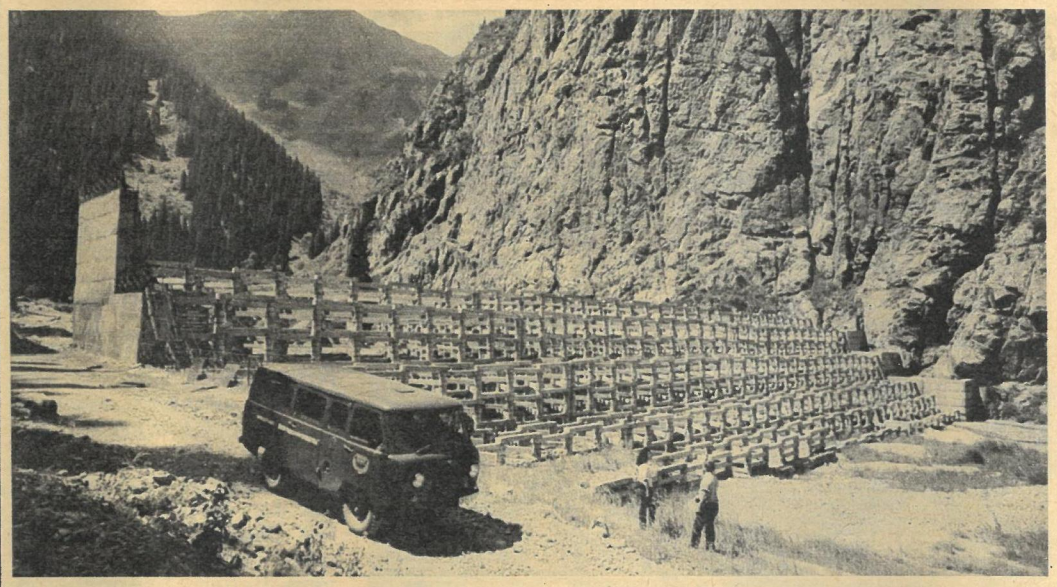
Stehen Sie mit Ihrer Organisation allein auf weiter Flur?

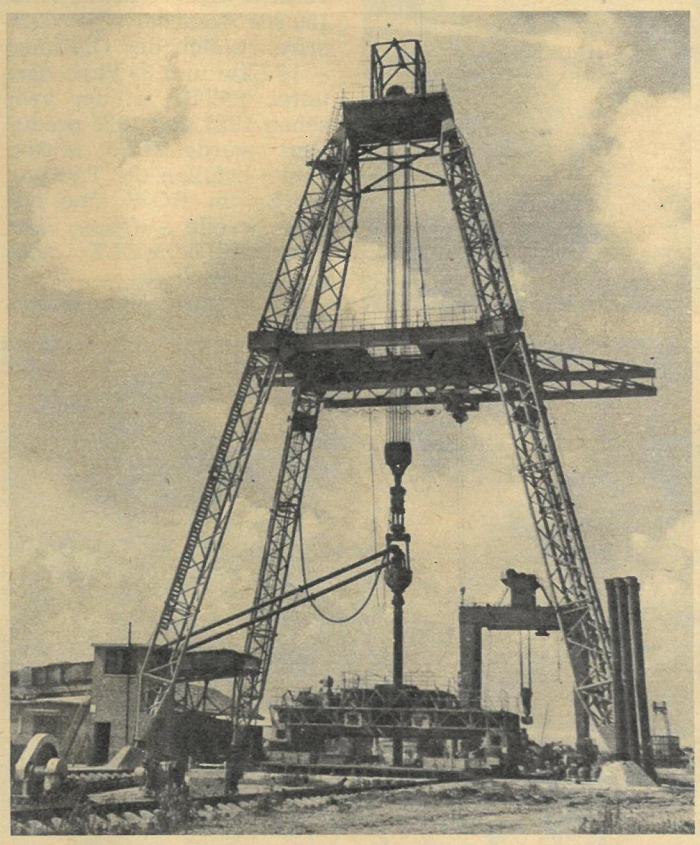
Keineswegs. Im Süden des Landes wirkt unsere slowakische Schwestergesellschaft, die 1987 ihren 30. Geburtstag beging. Auch die in Prag erscheinende Jugendzeitung „Mlada fronta" hilft uns. Sie startete beispielsweise mit dem bekannten Prager Kaufhaus „Kotva" eine Gesundheitswoche. Ein ausgesprochen reichhaltiges Angebot an Menüs für die schlanke Linie gab's in der Kaufhausgaststätte. Der figurbewußte Hungrige konnte zwischen 22 Gerichten wählen, alle hatten jedoch eines gemeinsam – es fehlte jegliche Art kalorienreicher Knödel.

Überzeugen ist offenbar ein hartes Brot, wie steht's um den Erfolg?

Wer Ernährungsgewohnheiten ändern will, braucht einen langen Atem. Aber – steter Tropfen höhlt den Stein, sagt man bei Ihnen. Unser wichtigster Schritt ist daher, geduldig das Wissen über Nahrung und Ernährung zu vertiefen. Vor Jahren versuchten wir unter anderem, das Essen in Lehrlingswohnheimen vom Vitamingehalt her zu verbessern. Hefesuppen mit viel Vitamin B, Schmelzkäse und Milch boten wir vorrangig an. Die Jugendlichen haben nicht schlecht gestaunt, weil sie doch meinten, Bier sei das ihrem Alter gemäße Getränk. Schmelzkäse gehört inzwischen längst zu ihrem täglichen Brot. Hefesuppe hat sich nicht durchgesetzt. Erstmalig ist bei uns 1986 der Zuckerverbrauch etwas niedriger geworden – 36 Kilogramm pro Kopf und Jahr. Die Industrie zog mit an unserem Strang und senkte den Zuckergehalt in den im ganzen Land so beliebten Fruchtsirupen. Diesen Erfolg schreibe ich unserer Ernährungspropaganda zu.

Interview:
Sonnhild Kutschmar





Berg-Barriere

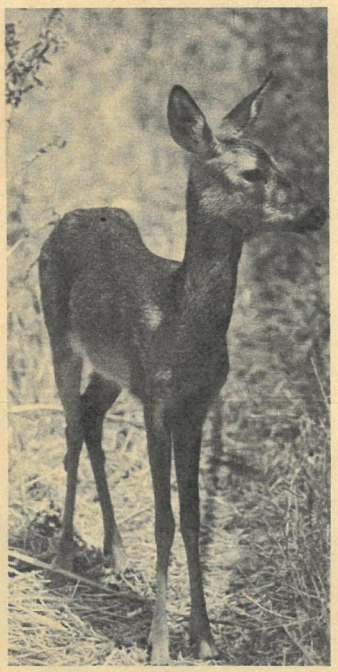
Was hier auf den ersten Blick wie eine Freilichtbühne ausschaut, sind Schlammfänger aus vorgefertigten Eisenbetonkonstruktionen – Teil der umfangreichen Schutzanlagen, die gegenwärtig in der mittelasiatischen Sowjetrepublik Kasachstan entstehen. Sie sollen die 75 000 Einwohner zählende Stadt Issyk, 18 weitere Gebirgssiedlungen und zahlreiche Wein- und Obstplantagen vor Schnee- und Schlammmassen schützen.

Bau-Bohrer

Bis zu 500 Meter dringt dieser in der VR China hergestellte Bohrriese – Durchmesser neun Meter – in die Tiefe der Erde vor. Eingesetzt wurde er beim Bau der Kohleschächte in Huainan und Huaibei im Osten des Landes. Dort werden bis 1990 über zehn Millionen Tonnen Kohle jährlich gefördert.

Bio-Balance

Dieses Reh lebt im Naturschutzgebiet Tschatkal. Mit 356 Quadratkilometern Fläche ist es das größte von 11 weiteren in Usbekistan und soll noch auf das Doppelte vergrößert werden. Seit 1986 ist Tschatkal auch am internationalen Programm „Mensch und Biosphäre" mit Forschungen beteiligt.



Baby-Bad

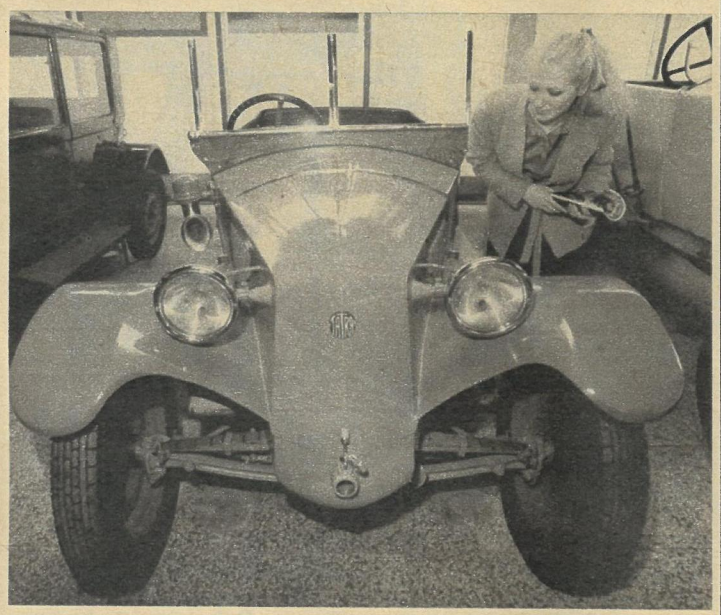
Zu den ersten Patienten der neuen Kinderklinik in der lettischen Hauptstadt Riga gehört auch dieses kleine Mädchen, dem eine Wassertherapie verordnet wurde. Schwester Grashina Wolkowa brauchte mit ihr keinen längeren Weg zurückzulegen. Die hochmoderne Einrichtung verfügt über ein hauseigenes Schwimmbecken. „Hauseigen" ist auch die Fachschule für Krankenschwestern-Nachwuchs.

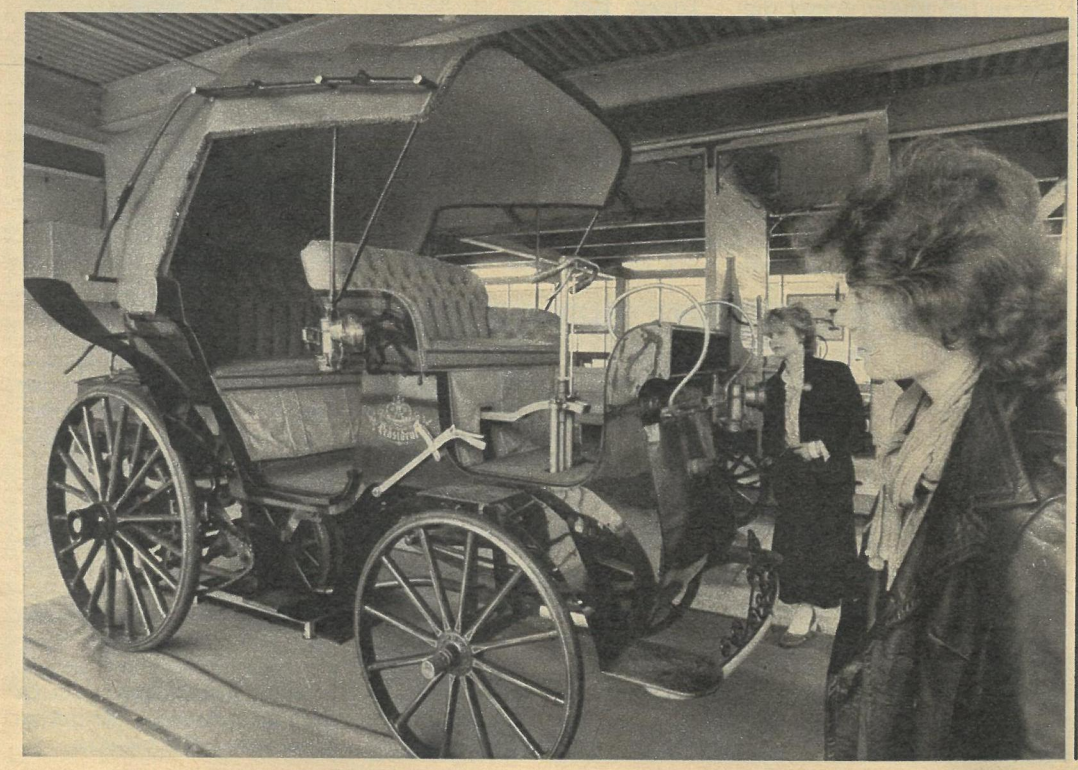
einem Kopřivnicer Museum (Bild links) bewundern. Allerdings als Nachbau, getreu bis ins letzte Detail. (Das wirkliche Auto steht im Prager Technischen Museum.) Die anderen Kopřivnicer Exponate sind sämtlich Originale und bilden eine einzigartige Dokumentation: Nahezu alles, was einmal mit der Fabrikmarke TATRA am Kühlergesicht über die Straßen rollte. Denn die einstige Wagenbaufabrik hat sich zu den TATRA-Werken gemausert, die mit dieser Sammlung nachweisen, daß sie der Weiterentwicklung des Phänomens Automobil stets interessante Impulse vermittelten. Annähernd 150 000 Besucher alljährlich erfreuen sich der Oldtimer – 16 Lkw und 39 Pkw, darunter TATRA 11, der zwischen 1923 und 1926 produziert wurde (Bild Mitte). Heute erfüllen die TATRA-Werke im RGW eine anspruchsvolle Aufgabe, über die FREIE WELT demnächst berichtet.

Klaus Hurrelmann

TATRA-Oldies

Neunzig Jahre ist das her. Da rollte durch das Tor der Nesselsdorfer Wagenbaufabrik-Gesellschaft im heutigen Kopřivnice (ČSSR) ein knatterndes Vehikel zur Jungfernfahrt auf die Dorfstraße. Zeitgenössische Berichte nannten es eine „pferdelose Kalesche“ (siehe Bild unten). Dieses Ereignis markiert den Beginn des tschechoslowakischen Automobilbaus. Dessen erstes Kind wurde „Präsident“ getauft und von einem 5-PS-Zweizylindermotor angetrieben. Man kann diesen Stammvater der TATRA und SKODA heutzutage in





Scheiterhaufen für heiße Ware

Eine rote Signalrakete steigt in den Himmel bei Moskau. „Benzin vorbereiten! Die Fackeln anzünden!“ schallen Kommandos über das Areal. Mehrere Meter hoch sind schokoladenbraune Pakete in Metallgestellen aufgestapelt. Jedes der unzähligen, wie ein Taschenbuch großen Päckchen trägt in Englisch die Aufschrift „Sonderqualität“ und als Markenzeichen einen Siegelaufkleber mit zwei gekreuzten Säbeln… Ein Feuerwehrmann in seinem metallicfarbenen Schutzanzug tritt mit der brennenden Fackel in der Hand an den Scheiterhaufen heran – und dichter, schwarzer Rauch läßt für Minuten den Tag zur Nacht werden. Nach einer halben Stunde ist nur noch eine schmierige Schicht Asche übriggeblieben. Fachleute untersuchen sie und geben sie dann zum Abtransport frei. „Dreißig Millionen Dollar sind es, die wir hier verbrannt haben“, sagt Juri Fedoskin, stellvertretender Leiter der Zollverwaltung der UdSSR. „Allerdings ist das der Schwarzmarktpreis, den die ‚heiße Ware‘ auf einem der westeuropäischen oder transatlantischen Rauschgiftmärkte eingebracht hätte…“ Denn bei dem, was da den Flammen zum Opfer fiel, handelt es sich um reines Rohhaschisch, das über das Territorium der Sowjetunion von Südostasien nach Westeuropa und den amerikanischen Kontinent geschmuggelt werden sollte. FREIE WELT war seinerzeit exklusiv dabei (siehe FW 2/87), als durch das entschlossene Vorgehen der sowjetischen Zollorgane dieser Coup zu Weihnachten 1986 aufflog. Noch zweimal, im März und April, versuchten es die Schmuggler mit weiteren, allerdings kleineren Partien. Eine davon war für Holland, die andere für Kanada bestimmt. Im letzten Fall konnte die Spur bis zum Empfänger verfolgt und er dort von den kanadischen Sicherheitsorganen festgenommen werden. Ein schwerer Schlag für die Händler mit dem „weißen Tod“. Warum aber der Scheiterhaufen im Beisein von Presse und Fernsehen? „Nach den Veröffentlichungen, auch in Ihrer Zeitschrift, erhielt der sowjetische Zoll viele Briefe von sowjetischen Bürgern und aus dem Ausland, in denen man uns dankte und wir gebeten wurden, das konfiszierte Rauschgift in aller Öffentlichkeit zu vernichten.“ *Dietrich Pätzold*

Von Jalta bis Wolgograd

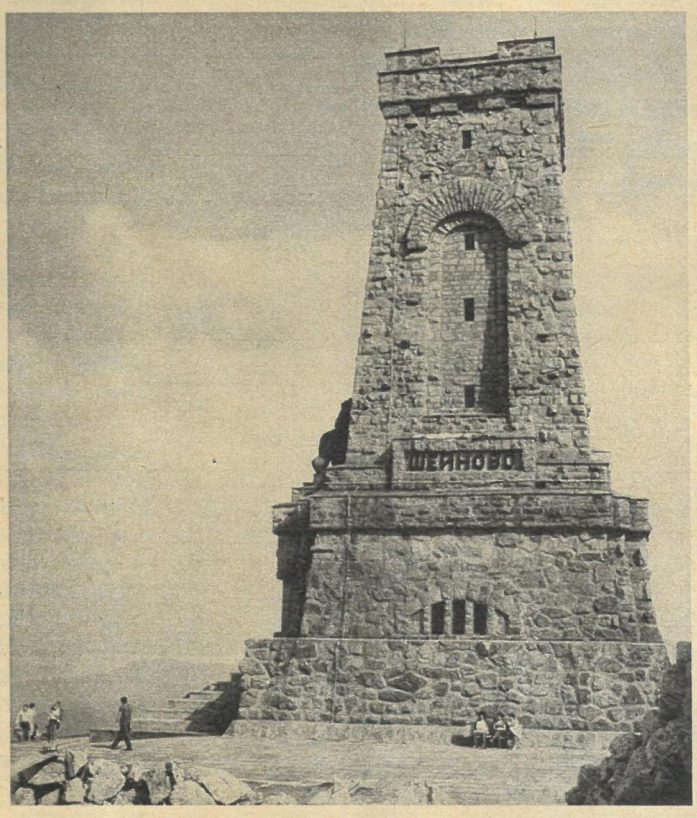
Die Sowjetische Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR (SGDDR) ist in diesen Tagen 30 Jahre alt geworden. Sie gehört zu den größten der im Verband der Sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland zusammengeschlossenen Freundschaftsorganisationen, die insgesamt Kontakte zu öffentlichen Einrichtungen in rund 150 Ländern und zu über 100 nationalen Freundschaftsgesellschaften mit der UdSSR pflegen. Am 7. Januar 1958 als Gesellschaft für Sowjetisch-Deutsche Freundschaft gegründet, erhielt die SGDDR 1965 auf dem II. Unionskongreß ihren heutigen Namen. Sie zählt weit mehr als zweieinhalbtausend Kollektivmitglieder – Betriebe, Kolchosen, Sowchosen, Genossenschaften, Bildungs- und andere gesellschaftliche Einrichtungen. Zu den aktivsten und ältesten gehören die Tadshikische Staatliche Universität „W. I. Lenin", der Hafen von Jalta, die 2. Moskauer Uhrenfabrik und das Planetarium von Wolgograd… Dessen Mitarbeiter hatten sich vor 30 Jahren der Freundschaftsgesellschaft angeschlossen, sie praktisch mit ins Leben gerufen. Bedeutende Persönlichkeiten sind mit der Gründung eng verbunden: die Schriftsteller Konstantin Fedin (der erster Vorsitzender wurde) und Michail Scholochow, der Geiger David Oistrach und der Regisseur Sergej Bondartschuk. Ziel der Organisation ist es, Kenntnisse über die DDR zu vermitteln, dabei alle Formen des gegenseitigen Kennenlernens, des Gedankenaustausches und der Zusammenarbeit zu nutzen. Dazu gehören Freundschaftstreffen ebenso wie Buch- und Fotoausstellungen, gehört nicht zuletzt das enge Zusammenwirken von Kollektivmitgliedern mit DSF-Kollektiven in der DDR. Es gibt Rundtischgespräche mit Außenpolitikern, Schriftstellern und im Friedenskampf besonders engagierten Persönlichkeiten beider Länder. „Unsere Freundschaftsorganisationen", so der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, „verbindet eine bewährte und langjährige Zusammenarbeit… Sie gehört zum Pulsschlag unseres Lebens."

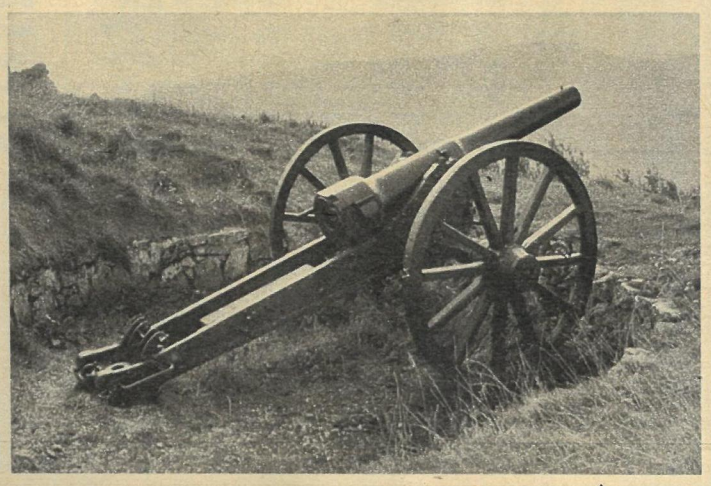
Anne Berg

Die Epopöe vom Schipkapaß

In der stählernen Feuerschale auf dem Felsvorsprung des Stoletow-Gipfels lodert die Ewige Flamme; ihr flackernder Schein erhellt die Nächte über dem Gipfel. Und Tag für Tag steigen Tausende von Menschen über die vierhundertstufige Treppe hinauf zum Gipfelplateau, das von der 31 Meter hohen Gedenkpyramide gekrönt wird: dem Schipkamonument (Foto rechts). „Denn im Balkan droben, wo die Berge ragen/steigt ein kahler, unvergeßner Gipfel groß/mit Gebeinen weiß und blutbenetztem Moos… Schipka!" – Die Worte im Heldenlied Iwan Wasows, des bulgarischen Nationalschriftstellers und -dichters, für die standhaften russischen Soldaten und die bulgarischen Freiwilligen vom Schipkapaß, kennt jeder Bulgare. Und allezeit hat jeder, der viele Male Popows aufrüttelndes Gemälde „Verteidigung des Adlernestes" gesehen (Bild oben), das heroische Geschehen der Schipka-Epopöe vor Augen, als 4000 russisch-bulgarische Kämpfer der erdrükkenden Übermacht der von Suleiman Pascha geführten 40 000-Mann-Armee kühn und todesmutig widerstanden. Die drei ersten Tage und Nächte waren die schwersten, doch die Verteidiger kämpften mit löwenhaftem Mut. Als ihnen die Munition ausging und der Feind bereits die Felsgrate zu Adlernest und Gipfel erklomm, stürzten sie Steine, Baumstämme und geborstene Geschützteile auf die Angreifer – und nacktes Entsetzen packte die osmanischen Krieger, als selbst Leichen von Gefallenen auf sie herabgeschleudert wurden. So fiel am Schipkapaß durch wochenlange verbissene Abwehr die Entscheidung: Die bei Plewen (Nordbulgarien) eingeschlossenen 50 000-Mann-Verbände Osman Paschas mußten kapitulieren, und der Weg übers Balkan-Gebirge – bewältigt bei grimmigen Frösten und meterhohem Schnee – war frei: Kampfweg zum Sieg der russischen Waffen und zur Befreiung der Bulgaren vom 500jährigen osmanischen Joch… Auf den Kriegsschauplätzen beiderseits der Schwarzmeerküste – im Kaukasus und auf der Balkanhalbinsel – hatten 200 000 russische und verbündete Soldaten in schweren, opferreichen Kämpfen ihr Leben gegeben. Ihnen zu Ehren erbaute das dankbare, befreite Volk der Bulgaren das Freiheitsmonument vom Schipkapaß, heute gleichermaßen Symbol auch der bulgarisch-sowjetischen Kampfbrüderschaft. Auf einem Sockelvorsprung der Pyramide erhebt sich ein kolossaler bronzener Löwe. Sein Blick ist nach Osten gerichtet; dorthin, wo die Sonne aufgeht und woher für die Bulgaren die Freiheit kam – in den Jahren 1877/78 und nochmals im schicksalhaften 1944er Jahr. Dem Staatsfeiertag vom 9. September wird künftig ein weiterer Feiertag hinzugefügt: der 3. März, zum Gedenken an jenen Tag der Kapitulation des Osmanenreiches 1878 in San Stefano, an dem das jahrhundertelang geknechtete bulgarische Volk – dank der Bratuschki, der russischen Brüder – die Ketten der osmanischen Tyrannei endgültig verlor…

Helmuth Pelzer





● Gut gesagt

Die Musik braucht keinen Dolmetscher – sie vermag Menschen verschiedenster Nationalitäten zu vereinen.

Oralchan Bokejew, Schriftsteller, Kasachstan

● Am Rande

Im Vergnügungspark von Nowosibirsk wurde ein ausgedientes Flugzeug vom Typ TU 104 aufgestellt und als Kindercafé eingerichtet. Nun will man noch weitere alte Maschinen zu Kinder-Klubs, Kinos oder Milchbars umfunktionieren.

● Persönliches

Der Rentner VÁCLAV SOKOL aus Domažlice in Westböhmen ist ein ausgemachter Pilzfan. Im Laufe von 25 Jahren hat er etwa 200 Pilzarten in Gips und Kunststoff verewigt, deren Originale er in der Umgebung gesammelt hat. Sie sind in einem „Museumszimmer" seines Hauses zu besichtigen.

Der Uhrmacher HORIA PANAITESCI aus Bukarest setzt historische Zeitmesser in vielen Museen Rumäniens wieder in Gang. Seine eigene Sammlung umfaßt über 400 kostbare Chronometer, ferner Fotoapparate, Brillen, Grammophone, Drehorgeln und alte Telefone.

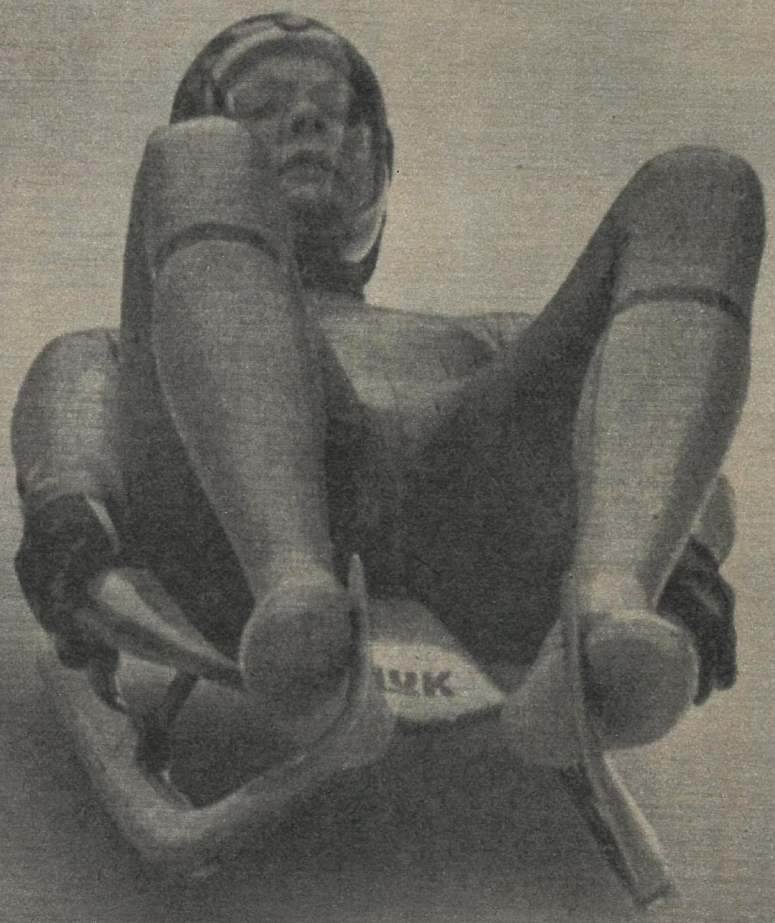
Eine Baumwurzel, ein kurioser Ast oder ein seltsamer Stein dienen dem kirgisischen Lehrer NORMAN FRISEN als Ausgangsmaterial für Vögel, Tänzer oder Waldestiere. Seine originellen Skulpturen schmücken Schulen des Gebiets Talas.

Der Bergmann LEONID SIMBIRZEW aus Donezk hat eine große Sammlung von Abdrücken prähistorischer Pflanzen und Fische auf Gestein und Kohle. Kürzlich fand er die Frucht einer urzeitlichen Pflanze.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: D. Christel, TASS/Budnewitsch, ZB/Xinhua/Zhenxin, TASS/Welitschkin, TASS/Lissizin, ZB/ČTK/Berger (3), TASS/Koschewoi (2), V. Hohlfeld (2), Repro; Vignette: D. Schüler.

Von Rodeln keine Rede mehr

Das Wort Rodeln paßt zu ihnen nicht mehr. Schlitteln, wie die Schweizer sagen, ebenfalls nicht. Die Herrschaften sind ja auch schneller, als die Polizei erlaubt. Die alten Kimbern und Teutonen, die vor rund zwei Jahrtausenden auf ihren Schilden sitzend die schneebedeckten Alpenhänge hinabsausten und damit die alten Römer erschreckten, wären fassungslos, sähen sie heute jene im Kosmonauten-Look vorbeirasenden Rennschlittenpiloten, die für die „Schildfahrer" aus grauer Vorzeit so etwas wie sportliche Ururenkel darstellen. Zumindest dort, wo es um Weltmeistertitel und – nächstens in Calgary – um olympisches Gold geht, klingt das „Rodeln" wie eine Mär. Der hierzulande hoch im Kurs stehende Rennschlittensport gehört auch zu den Lieblingskindern vieler Reporter, von denen vier für FREIE WELT Begegnungen mit ihm aufgeschrieben haben.



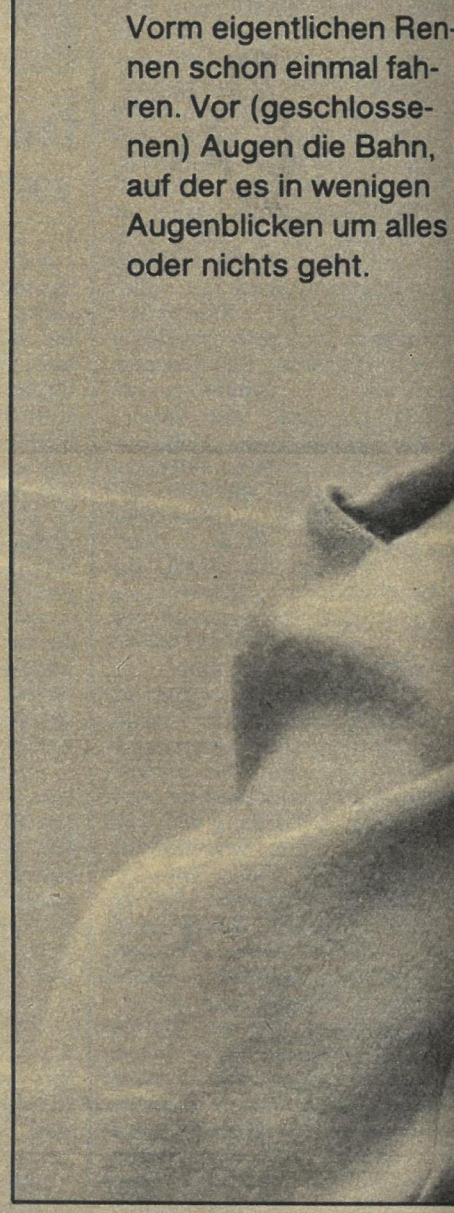
Ullrich Jansch, DDR-Fernsehen:

Ist so was möglich?

„Na klar, ich versuch's." So schlicht und selbstverständlich stimmte Cerstin Schmidt unserem Experiment zu. Verlieren konnte sie dabei nichts. Nicht ihren Ruf als Europameisterin (Weltmeisterin wurde sie später auch noch), auch nicht das Prädikat, seit vielen Rennen unbezwungen und beim Abschlußtraining auf der neuen Altenberger Kunsteisbahn am schnellsten gewesen zu sein.

Auf poliertem Eis, steil bergab, ohne Bremse, mit der Geschwindigkeit eines Lada auf der Autobahn, und das auch noch durch 14 Kurven, war sie in weniger als einer Minute – in 56,4 Sekunden – weit mehr als einen Kilometer gefahren. Ob sie jeden Meter der Piste im Kopf habe? „Fast auf den Zentimeter genau!" Ob sie eine ganze Fahrt auch in Gedanken machen könne? „Ich brauche dieses Vorstellungsvermögen!" Ob sie uns das vor der Fernsehkamera und bei mitlaufender Stoppuhr durchspielen würde? „Das mach' ich!" Und wo? „Am besten gleich hier!"

Die Kamera surrt. Cerstin hockt sich hin, entspannt sich, schließt die Augen. Dann sagt sie: „Start!" Die Uhr beginnt zu laufen. Cerstins Kopf bleibt nur eine halbe Sekunde unbewegt, dann schwingt er mal nach rechts, mal nach links. Unregelmäßig, aber immer harmonisch, ohne einen Ruck, ohne Halt. Leise zählt sie die Kurven auf: „Sieben – acht – neun – Gerade."
Es ist unwahrscheinlich, was sich da tut – was in Cerstins Gesichtszügen an Bahnkenntnis, Trainingserfahrung, Zeitgefühl, Orientierungspunkten, Lenkmanövern und Kontrollvorgängen zu lesen ist. Bei Tempo 100 legt der Schlitten in einer Sekunde 28 Meter zurück, in einer Zehntelsekunde also immer noch 2,8 Meter. Lenkt Cerstin also nur um eine Hundertstelsekunde zu spät, verpaßt sie die ideale Kurveneinfahrt um 28 Zentimeter, den Sieg wahrscheinlich um Längen. Und plötzlich – mitten in unsere Aufnahme mit Kamera, Tonband und Stoppuhr – ertönt Musik aus den Lautsprechern entlang der Bahn. Keinerlei Hektik im Mienenspiel von Cerstin, auch nicht in ihrer Stimme: „15 – 16 – 17 – Ziel!" Sie öffnet die Augen, lächelt. Wir schauen auf die Uhr: 56,9 Sekunden – nur eine halbe Sekunde Differenz zu ihrer schnellsten Trainingszeit! Unwahrscheinlich, aber wahr.
Als PS ein Geständnis: Es war eine Wiederholung. Beim ersten Versuch war Cerstin gar auf 56,5 Sekunden gekommen! Aber da hatten wir keinen Ton. Und unter uns gesagt: Auch bei zwei Sekunden Abweichung wäre der Film gesendet worden – mit ihrem Lächeln kann sich Cerstin nämlich auch so jederzeit sehen lassen...



Vorm eigentlichen Rennen schon einmal fahren. Vor (geschlossenen) Augen die Bahn, auf der es in wenigen Augenblicken um alles oder nichts geht.

Auf allen Fotos des Reporters Harald Almonat zu sehen: Cerstin Schmidt (24), Studentin für Werbeökonomie, ledig (aber nicht mehr lange), Rennschlittenfahrerin in Oberwiesenthal, Welt- und Europameisterin, davor schon mal Vizeweltmeisterin. Von einem Abstecher zur Olympiabahn von Calgary zurückgekehrt, beantwortete sie einige Fragen von FREIE WELT.

Wie schwer oder wie leicht läßt es sich in dieser Eisrinne fahren?

Durch den nicht allzu starken Druck in den relativ großen Kurvenradien gibt sie technisch keine unlösbaren Rätsel auf. Um so wich-

tiger wird die Devise, auf einer – wenn's das überhaupt gibt – „leichten" Bahn Schnelligkeit zum A und O zu machen. Was im Calgary-„Fall" heißt: Optimale Lage auf dem Schlitten; von Kopf bis Fuß wie ein Bügelbrett liegen und praktisch ohne Anheben des Kopfes „blind" fahren; keine unnötige, zeitraubende Lenkbewegung bei der Suche nach der idealen Fahrlinie. Dabei ist es nicht einfach, nur vom Gefühl her zu sagen: Jetzt habe ich die richtige Spur entdeckt. Wie dem auch sei: Ich würde schon gern dort auch Olympiasiegerin werden...

Ist die Abfahrt in Calgary mit irgendeiner anderen Bahn in der Welt zu vergleichen?

Vielleicht mit denen von Sarajevo und Winterberg. Aber die Calgary-Piste hat auch ihre ureigensten Tücken. Sie ist windanfällig, im sogenannten Kreisel zum Beispiel entstehen Wirbel, die das Fahrverhalten beeinträchtigen und Tempoverlust verschulden können. Da muß man aufpassen wie ein Schießhund.

Gibt es eine Bahn, auf der Sie das Gefühl haben, noch schneller zu sein als in Calgary?

In St. Moritz. Wenn ich dort nach enormem Tempogewinn auf den mittleren Geschwindigkeitsabschnitten plötzlich im unteren Teil der Bahn in eine Folge von Kurven komme und an der Wand „klebe", habe ich jedesmal den Eindruck: So schnell warst du noch nie. Ich könnte aber genausogut auch Igls sagen, wo Frauen schon auf 106 km/h gekommen sind. Viele Männer indes meinen, sie seien nirgendwo so schnell wie vorm „Kreisel" in Königssee.

War das Faible für Geschwindigkeit für Sie ein entscheidendes Motiv, Rennschlittenfahrerin zu werden und dabei zu bleiben?

Zu werden vielleicht nicht. Dafür war mehr meine Heimatstadt Zwikkau „zuständig". Weltklassefahrer wie Petra Tierlich und Ute Rührold, die Brüder Bernd und Ulrich Hahn, auch Reinhard Bredow sind dort geboren. Aber jetzt Weltmeisterin geworden zu sein, hat schon etwas mit einer besonderen Liebe zur Geschwindigkeit zu tun. Alles ist wichtig in unserem Sport – Mut, Fahrtechnik, überlegtes Handeln und eine Portion technisches Wissen, wenn es um den Schlitten geht. Doch gerade Geschwindigkeit ist etwas, was mich innerlich in Bewegung bringt. Irgendwo kommt bei mir immer das Gefühl auf, wirklich eine R e n n sportlerin zu sein.

Von Rodeln keine Rede mehr

Heidi Fischer,
Deutsches Sportecho:

Begegnung mit Mister X

Weltmeisterschaften 1973 in Oberhof. Als Kulisse 20 000 Zuschauer, die am Rande der imposanten Konstruktion aus Beton, Aluminium und Kühlröhren Bauklötze staunten, wie sich die Hauptdarsteller der großen Schau mit Geschwindigkeiten weit jenseits des Kfz-Limits durch das verwirrende Kurvenlabyrinth schlängelten. Es gab aber auch ein paar Leute mit der Meinung, auf den Schlitten legen und in der Gewißheit „runterfahren", passieren könne da kaum was – das sei so „irre" nun auch wieder nicht.

Also gebaren wir – ich war damals noch beim Fernsehen – eine Idee: Wir drehten einen Film, ließen eine Puppe bauen mit den Körpermaßen des gerade ermittelten Weltmeisters Hans Rinn, zogen sie an wie ihn, setzten sie auf seinen Schlitten, banden sie fest und schoben sie als „Mister X" von der Startrampe. Über Video-Kamera verfolgten wir die Fahrt unserer Puppe, amüsierten uns, wie sie durch die steilen Kurven schleuderte, freuten uns aber, als sie – zwar arg gebeutelt – heil samt Schlitten durchs Ziel preschte. Nur: Während Hans Rinns Bahnrekord bei 46,007 s stand, war Mister X 63,997 s unterwegs. Und da eben liegt der Hase im Pfeffer.

Es geht nicht bloß um den Mut, die Bahn hinunterzufahren. Den haben möglicherweise viele. Entscheidend ist, die Trasse fehlerlos zu bewältigen, und das in einer Zeit, die eben besser ist als die des Anderen. Und so etwas geht nur mit Können, Erfahrung, Willen, Kraft und Wissen um die physikalischen Gesetze. Nicht im Unten-Ankommmen besteht die Leistung, sondern im Schnell-unten-Ankommen.

Um das zu beweisen, machten wir für unseren Film ein weiteres Experiment. Wir baten die DDR-Nationalmannschaft (wieder mit Hans Rinn), extra für uns Fehler zu machen. Diesen Jux ließ sich keiner entgehen. Eine halbe Stunde lang zeigten uns die „Kaskadeure", wie und wo man bei einer Talfahrt per Rennschlitten Zehntelsekunden einbüßt. Sie fuhren zu spät in die Kurven ein, ließen sich zu hoch hinauftragen, pendelten von einer Seite der Bande zur anderen, pfiffen auf Aerodynamik und ideale Fahrlinie.

In einer Kurve, die die Nummer 9 trägt, schoß Hans Rinn steil bis dicht unter die Schutzplanke hinauf, die Fliehkraft löste die obere Kufe vom Eis, etwa anderthalb Meter balancierte Rinn in abenteuerlicher Position auf einer Kufe und stieß dann wieder auf die Bahnsohle hinunter. Diesen Hasard direkt vor Augen, entfleuchte irgend jemandem am Rande der Eisrinne vor lauter Schreck ein schriller Schrei: Ist der verrückt?!

Als dann der ganze Spuk vorbei war und wir im Zielhaus zusammensaßen, sagte Hans Rinn bedächtig: „Vorhin, in Kurve 9, habe ich einen herzzerreißenden Aufschrei gehört. Wer war das?" Die Antwort kam von mir: „Ich ..." Bei Rinns unvermittelter Frage fiel mir die Geschichte des Abfahrtsläufers Anderl Molterer ein. Der hatte sich hinterm Ziel des Hahnenkammrennens an einen Reporter gewandt: „Ich habe Sie auf der Streckenmitte stehen sehen und neben Ihnen eine hübsche Dame im roten Anorak. Wer war das?"

Wolfgang Hempel, Radio DDR:

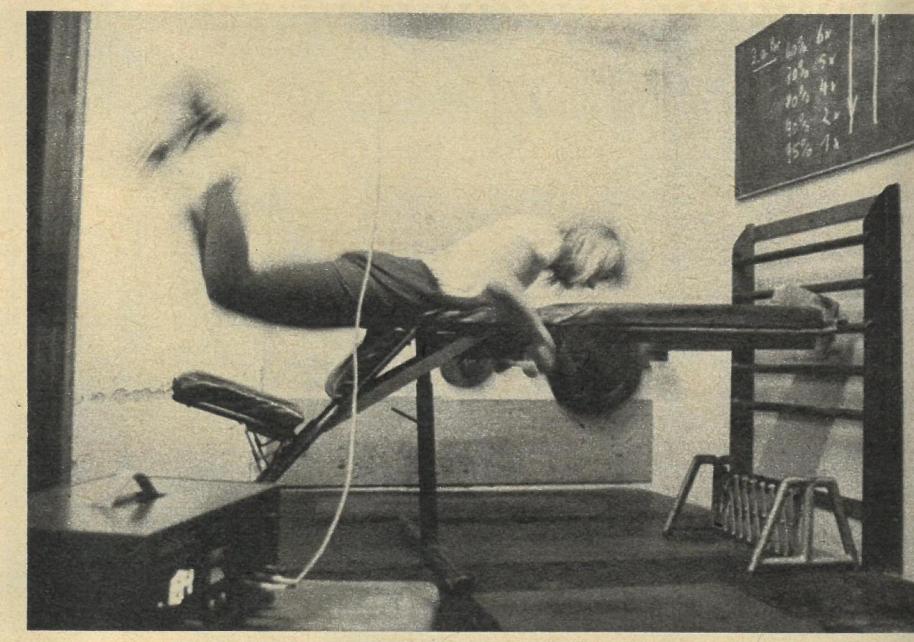
Im Ledermantel

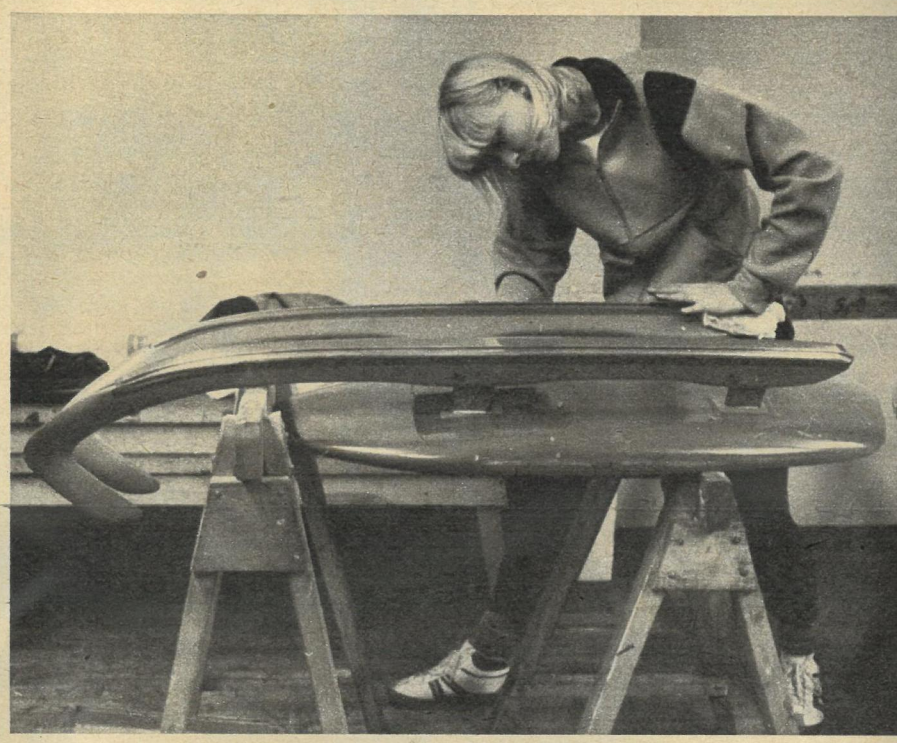
Natürlich bin ich Fußballreporter, „zuständig" auch für Eishockey, Schwimmen ... Und für eine alte Liebe, die nicht rostet und vielleicht deswegen so schnell nicht verglüht, weil ich's von meinem Zuhause nicht weit habe nach Friedrichroda und Schnepfenthal, Waltershausen und Ilmenau, Langewiesen und Möhrenbach – wo Klaus Bonsack und Horst Hörnlein, Anna Maria Müller und Wolfgang Scheidel, Hans Rinn und diese einmalige Ausgabe von Margit Schumann hergekommen sind. Ich spreche vom Rennschlittensport.

Eine immergrüne, schon länger als 35 Jahre währende, stille Liebe. Die zurückreicht in eine Zeit, da – zu Recht – noch vom Rodeln die Rede war. Die Frauen und Männer, damals genauso mutig wie die von heute, saßen auf ihren schweren und gehörnten Holzschlitten nahezu aufrecht. Gefahren wurde überall, wo es bergab ging. An hautenge Rennanzüge, aerodynamische Schutzhelme mit Visier, Startkrallen an den Handschuhen, Schlitten ohne Hörner und mit durchgehenden Kufen, auch an künstlich vereiste Bahnen war nicht mal im Traum zu denken.

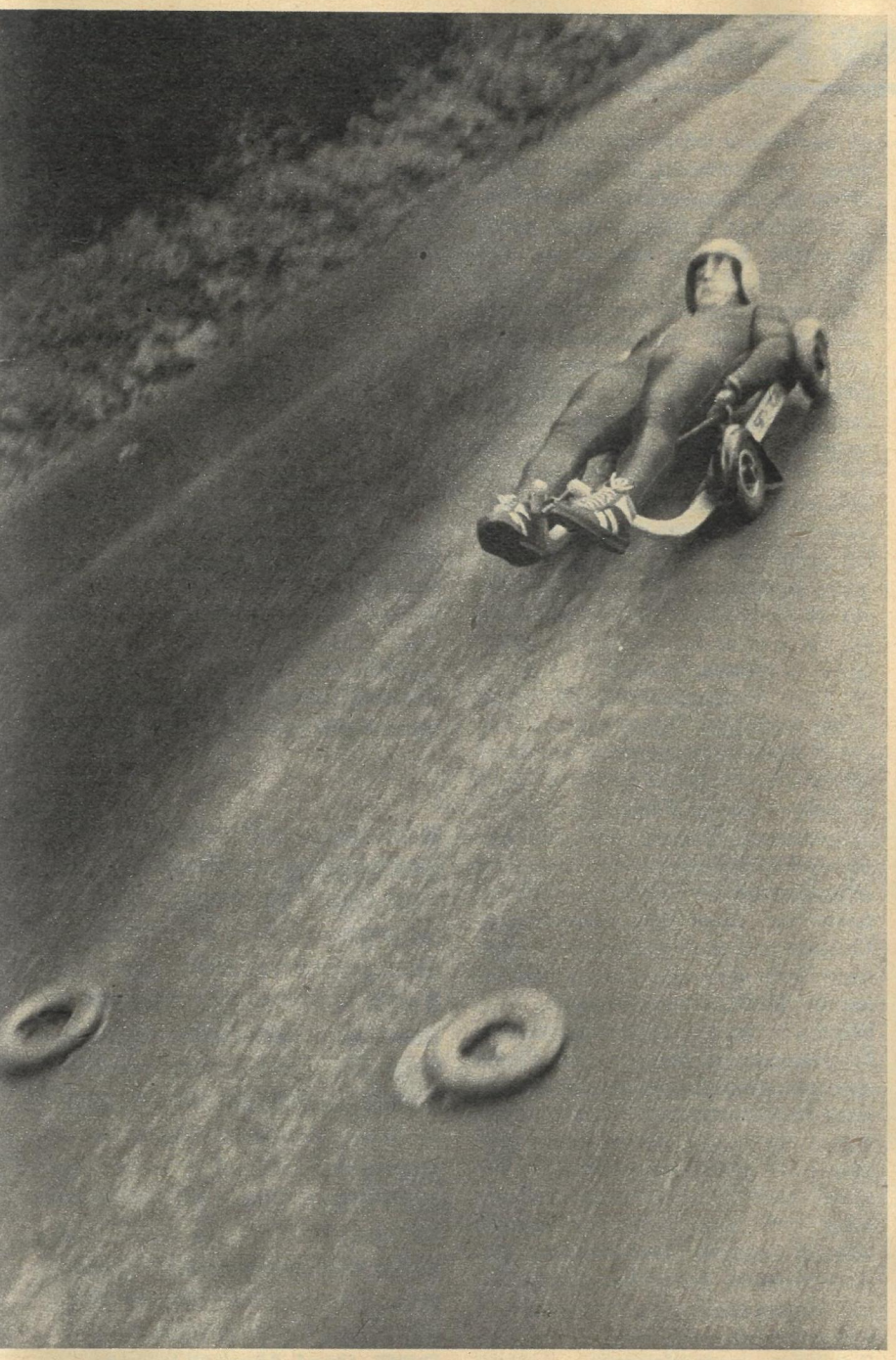
In Oberhof beispielsweise wurde noch Anfang der fünfziger Jahre von der Tambacher Straße hangabwärts gerodelt, auf einer Bahn, die mehr einem stark abschüssigen Waldweg ähnelte. Dort probierte ich hinter dem breiten Kreuz eines schwergewichtigen Piloten – wir beide trugen Ledermäntel – eine Doppelsitzer-„Fuhre" mit einem tragbaren Reportergerät. Meine Absicht, die etwa eine halbe Minute dauernde Fahrt ins Mikrofon zu schildern, muß als absolut mißlungen bezeichnet werden.

Obwohl wir beide eine Geschwindigkeit von 40 km/h sicherlich nicht überboten, kam mir die Fahrt unwahrscheinlich schnell vor. Die nahen Bäume rasten förmlich an mir vorüber, meine abgehackten Sätze – es fuhr ja auch ein bißchen die Angst mit – schlugen sich auf dem Tonband als völlig unverständliche Wortfetzen, Zisch- und Knalllaute nieder. Dieses „Werk" zählt zu meinen wenigen Tondokumenten, die nie gesendet wurden.





Auch Weltmeister auf Schnee und Eis – Cerstin Schmidt nicht ausgenommen – werden im Sommer gemacht. Das ist ein hartes Programm, mit viel Athletik, mit Wasserspringen, Rad- und Motocross, Turnen und (samt Startvorgang) Straßenrodeln auf Rädern. „Wenn's mit dem Rennschlittensport partout nichts geworden wäre, hätte ich bei den Fechtern angeklopft", sagt Cerstin. „Dieser Sport imponiert mir."



Wenn ich heute darüber berichte, wie unsere Olympiasieger, Welt- und Europameister auf ihren flachen „Plastewannen“ mit mehr als 100 km/h durch die Eiskanäle rasen, stehe ich unter Hochspannung. Gleichwohl brauche ich mich nicht mehr zu fragen, was das wohl für ein Sport sein muß, bei dem Sieg und Niederlage am seidenen Faden einer Hundertstel-, ja sogar Tausendstelsekunde hängen. Nach 35 Jahren weiß man das…

Hans Richard Vollbrecht,
FREIE WELT:

Das Familientreffen

Alle Mann nach Oberhof, damit wir uns mal wiedersehen! So kurz und bündig lautete die Einladung zu einem Rennschlittensport-Familientreffen – mit einer Party am Abend und einer (Rodel-)Partie am nächsten Morgen. Es herrschte Hochbebetrieb, einer gab dem anderen die Türklinke in die Hand. Und das auch noch – 1972 – zu einer Zeit, da etwas geschehen war, was Einmaligkeitswert besaß: Vom Mount Teine-Honcho bei Sapporo hatten die DDR-Rennschlittenfahrer alles Olympiagold und jeder für sich eine Medaille mit nach Hause gebracht. Und mittenmang Margit Schumann, die als Neunzehnjährige die Bronzemedaille gewann und sich nun auf den Weg machte, von aller Welt anerkannt, „Miß Rennschlittensport“ zu werden.
Als Familienmitglied anerkannt, bin ich dann am nächsten Morgen auf der blankgeputzten Oberhofer Kunsteisbahn ebenfalls mitgefahren. Nicht von ganz oben, auch nicht allein. Als „Rucksack“ des Thüringer-Wald-Riesen Klaus Halbauer konnte ich hinter dessem Rücken nur etwas sehen, wenn ich mich sozusagen mit dem Kopf auf die Zehenspitzen stellte. Wie einem Helden war’s mir bei Gott nicht. Ich hatte mich ja nur in dieses Abenteuer gestürzt, weil mir der

mehrfache Olympiasieger und Weltmeister Thomas Köhler bedeutet hatte: „Du willst doch wohl nicht auf dir sitzen lassen, daß du heute womöglich der einzige bist, der nur herumgestanden hat!“ Halbauer brachte mich wohlbehalten ins Ziel, wo ich mit stolzgeschwellter Brust vom Schlitten stieg und mir plötzlich bewußt wurde, daß ich da an einem Rennen teilgenommen hatte, bei dem der DDR-Rennschlittensport eine Revue durch seine Geschichte aufzog. Es wimmelte von Olympiasiegern, Welt- und Europameistern. Der damals 65jährige „Doyen“ Walter Feist aus Ilsenburg, der schon in den zwanziger Jahren als ein Bahnbrecher dieses Sports galt, war ebenso mit von der (Rodel-)Partie wie Ilse Geisler, Ortrun Enderlein und eben dieser Köhler, Thomas, alle, die vor rund einem Vierteljahrhundert unsere ersten Weltmeister und Olympiasieger wurden.
Da fällt mir ein: Nimmt man die Europameister noch dazu, hat der DDR-Rennschlittensport bislang 69 Goldmedaillen gewonnen. Man kommt mit dem Zählen gar nicht mehr so richtig nach…

Signale aus der Tiefe unseres Planeten

Welche

Seit etwa 100 Jahren wird in einigen Observatorien kontinuierlich das Magnetfeld der Erde gemessen. Ein charakteristischer Parameter für die Stärke des Feldes – das Dipolmoment – nimmt seit dieser Zeit ab. Einige Ihrer Kollegen sprechen in diesem Zusammenhang von einer bevorstehenden Apokalypse, wenn nämlich die energiereiche Strahlung des Sonnenwindes nicht mehr durch das Magnetfeld der Erde abgelenkt wird. Wie interpretieren Sie diese Veränderungen?

Der Mensch sieht und spürt es nicht. An einem Punkt gemessen, ist das Magnetfeld der Erde schwächer als ein Hufeisenmagnet, mit dem Kinder so gern spielen. Und dennoch: Veränderungen des Magnetfeldes sind sehr bedeutsam. Lassen Sie mich auf Ihre Frage zunächst ein paar Tatsachen aufzählen. Was man lange Zeit nicht für möglich hielt – das Magnetfeld der Erde polt sich in Epochen von etwa einer Million Jahren um. Der Nord- wird dann zum Südpol und umgekehrt. Die in den Gesteinen „eingefrorenen" schwachen Magnetfelder belegen das eindeutig. Dazwischen gibt es auch kürzerfristige Umpolungen. Die letzte liegt etwa 20 000 Jahre zurück. Für diese Veränderungen gibt es verschiedene Theorien. Es stimmt, daß nach unseren bisherigen Berechnungen eine erneute Umpolung in etwa 2000 Jahren möglich, aber nicht sicher ist. Dann würde für einige tausend Jahre das Dipolmoment nahe Null liegen. Daraus schließen nun einige „Fachleute" auf den ungehinderten Einfall des Sonnenwindes auf unsere Erde. Und dann finden sich in der westlichen Welt sofort sensationsfreudige Medien, die den bevorstehenden Weltuntergang verkünden. Neueste Modellrechnungen per Computer sagen aus, daß bei einer solchen Umpolung dennoch ein wenn auch verändertes Magnetfeld existiert und dieses zumindest teilweise den Sonnenwind ablenkt. Eine Mehrbelastung mit energiereicher Strahlung ist allerdings nicht auszuschließen. Doch in der Vergangenheit haben Flora und Fauna und auch der in der Urgemeinschaft lebende Mensch solche Umpolungen überlebt.

Ein klassisches wissenschaftliches Werk über den Erdmagnetismus erschien schon im Jahre 1600. Später praktizierte und förderte Alexander von Humboldt Messungen des Magnetfeldes. Schließlich gründeten Carl F. Gauß und Wilhelm E. Weber 1833 in Göttingen das erste erdmagnetische Observatorium, von denen es heute mehr als 150 in der Welt gibt. Was veranlaßte die Wissenschaftler, sich mit dieser Erscheinung zu beschäftigen?

Seit mehr als 700 Jahren nutzt der Mensch die physikalische Erscheinung des Magnetismus unseres Erdkörpers, um sich zu orientieren. Der Kompaß soll im alten China erfunden worden sein. Bald bemerkte man, daß es zwischen geographisch und magnetisch Nord Differenzen gibt. Diese Abweichung ist orts- und zeitabhängig und wird Deklination genannt. Insbesondere für die Navigation in der Schifffahrt war die Kenntnis dieser Werte sehr wichtig. Nur mit einer Karte der Deklination war eine exakte Orientierung möglich. Obwohl es heute modernere Verfahren wie die Satellitennavigation gibt, hat doch jedes Flugzeug oder Schiff „für alle Fälle" auch einen Magnetkompaß an Bord. Forscherdrang entdeckte dann bald, daß sich das Magnetfeld der Erde aus einem Haupt-, einem Erdkrusten- und einem Außenfeld aufbaut. Aus diesen Bestandteilen lassen sich wiederum interessante und nützliche Fragestellungen ableiten. Ich möchte noch erwähnen, daß unser magnetisches Observatorium in Niemegk eines der wenigen auf der Welt ist, das in drei Jahren über eine hundertjährige Meßreihe verfügen wird.

Aus Veränderungen des Erdmagnetfeldes hat man ja wohl auf Erzlagerstätten schließen können. Würden Sie uns bitte einige weitere Beispiele für die Anwendung der Forschungen Ihres Instituts in der Praxis nennen?

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts half der Nachweis von geomagnetischen Anomalien in der Tat, eisenerzhaltige Gesteine aufzuspüren. Aktuell sind in unserer Disziplin sehr schwache lokale Anomalien der zeitlichen Veränderungen des Erdmagnetfeldes, die ihre Ursache vermutlich in Druck- oder Spannungsänderungen der Erdkruste haben. In der UdSSR, den USA, in China und Japan versucht man, solche Beobachtungsdaten mit zur Prognose von Erdbeben und Vulkanausbrüchen einzubeziehen. Unser Institut betreut seit Jahren ein Meßprofil vom Vogtland zum Elbsandsteingebirge. Hier konnten wir mit hochsensibler Meßtechnik Anomalien nachweisen, die durch Blockbewegungen in der Erdkruste erzeugt werden. Es ist das Ziel dieser Forschungen, langfristig in Kombination mit anderen Erkundungsverfahren durch den Nachweis von aktiven Blockgrenzen wiederum auf mögliche Lagerstätten nutzbarer Minerale schließen zu können. Zu unseren Aufgaben gehört es aber auch, das Hoheitsgebiet der DDR magnetisch zu vermessen und auf Karten zu fixieren. Für das Festland haben wir dafür alle Voraussetzungen. Aber an der Ostsee wären wir gescheitert, wenn uns sowjetische Kollegen des Instituts für Erdmagnetismus und Wellenausbreitung in Leningrad nicht geholfen hätten. Sie sind nämlich zur Zeit weltweit die einzigen Forscher, welche über ein unmagnetisches Schiff verfügen. Die „Sarja", ein Schoner, wurde nur aus Holz, Kupfer, Messing und anderen unmagnetischen Werkstoffen gebaut. Ihr kleiner Motor ist nur schwach magnetisch. Mit diesem Schiff konnten wir mit einer gemeinsamen Besatzung 1982 und 1985 die Ostsee vermessen. Diese Arbeiten setzen wir 1988 fort. Dabei gelang es uns international erstmalig, an mehreren Punkten in der Ostsee die Änderungen des Erdmagnetfeldes von Jahr zu Jahr mit hoher Genauigkeit zu messen. Dadurch sind wir in der Lage, die magnetischen Karten bis in das Gebiet der Ostsee auszudehnen. Der Nutzen einer magnetischen Karte für die Ostsee liegt auf der Hand: Sie ist Grundlage für die Navigation und gibt außerdem im Rahmen geologisch-geophysikalischer Untersuchungen weitere Informationen zum Nachweis nutzbarer Ressourcen unter dem Meeresboden. Übrigens haben wir im letzten Jahr eine neue Karte der magnetischen Deklination für die DDR herausgegeben.

Wenn wir über die Anwendung unserer Forschungsergebnisse in der Praxis sprechen, muß ich aber noch einen weiteren Aspekt erwähnen. Durch die ständige Aufgabe, das sehr schwache Erdmagnetfeld sehr genau zu messen, besitzen unsere Wissenschaftler und Techniker große Erfahrungen und entsprechende Sensoren zur Messung und Kompensation schwacher Magnetfelder. Daraus ergeben sich weitere Nutzanwendungen, zum Beispiel bei der Schaffung magnetfeldfreier Arbeitsplätze, bei der Prüfung geodätischer Geräte auf Eisenfreiheit, bei der magnetischen Vermessung von Flugzeugen und anderes mehr.

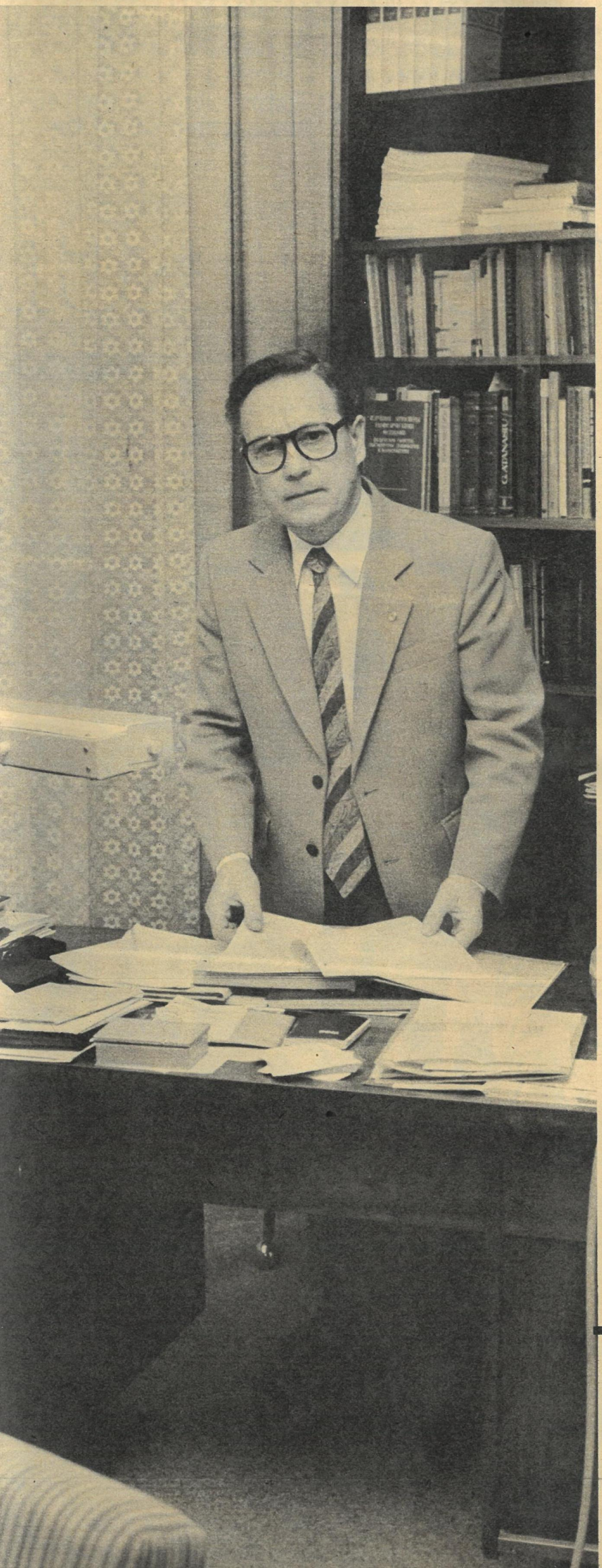
International wird auch viel über den Biomagnetismus publiziert und spekuliert. Man weiß ja heute, daß sich zum Beispiel Tauben nach dem Magnetfeld der Erde orientieren. Hat der Mensch wirklich keinerlei Sensibilität dafür?

Das ist die große Frage, die auch den Geomagneter bewegt. Nachweislich nimmt der Mensch auch starke magnetische Felder nicht bewußt wahr. Wie sollen dann die so schwachen zeitlichen Veränderungen des Erdmagnetfeldes einen Einfluß auf ihn haben können? So könnte man vordergründig argumentieren und alles als Spekulation beiseiteschieben. Doch ganz so einfach ist das nicht. Mediziner wiesen nach, daß es bei erdmagnetischen Stürmen, die durch die Sonne ausgelöst werden, zu einer erhöhten Herzinfarktrate kommt. Offensichtlich können solche hochfrequenten Änderungen des erdmagnetischen Feldes also eine auslösende Wirkung haben. Auch das Herz erzeugt ja bei seiner Tätigkeit sehr schwache Magnetfelder. Es sind auch Untersuchungsergebnisse bekannt, nach denen die Richtung des Erdmagnetfeldes einen Einfluß auf das Geschlecht eines Embryos während der Embryogenese haben soll. Andere Wissenschaftler behaupten, durch Magnetfelder das Tier- oder Pflanzenwachstum bremsen bzw. beschleunigen zu können. Schließlich können schwache Felder womöglich den Heilungsprozeß bei manchen Krankheiten verkürzen bzw. den Schmerz lindern. Über all diese Erscheinungen gibt es noch keine gesicherten

Korrespondierendes Akademiemitglied Prof. Dr. rer. nat. habil. Wolfgang Mundt, Jahrgang 1935, studierte Geophysik an der Humboldt-Universität. Mit seinen Arbeiten zum Magnetfeld der Erde erwarb er internationale Anerkennung. Er wies erstmals eine regionale Anomalie der langzeitlichen Magnetfeldänderungen in Europa nach und erforscht gegenwärtig lokale Anomalien dieser Art auf dem Territorium der DDR. Prof. Mundt leitet unter anderem das entsprechende Programm im Rahmen der multinationalen Zusammenarbeit der Akademien der sozialistischen Länder. Seit 1981 steht er als Direktor dem Heinrich-Hertz-Institut für Atmosphärenforschung und Geomagnetismus der Akademie der Wissenschaften vor. Prof. Mundt ist Vorsitzender des wissenschaftlichen Rates für Grundlagen der Umweltgestaltung und des Umweltschutzes beim Präsidium der Akademie der Wissenschaften der DDR.

Auf ein Wort, Herr

Folgen haben Umpolungen des Magnetfeldes der Erde?



Erkenntnisse. Deren Erforschung ist sehr kompliziert, und die Meßtechnik muß natürlich überaus sensibel sein. Da kommen für ein kleines Labor schnell Investitionen von mehreren Millionen Mark zusammen. In einigen Ländern geht man diesen Weg. Die technischen Voraussetzungen sind auch bei uns gegeben. Im Rat für Umweltgestaltung und Umweltschutz beraten wir gegenwärtig, welche Position wir zu diesem spektakulären Thema einnehmen.

Damit sprechen Sie eines Ihrer weiteren Arbeitsgebiete an. Seit seiner Gründung vor zwei Jahren leiten Sie den Rat für Umweltgestaltung und Umweltschutz der Akademie der Wissenschaften. Welche Ziele hat er sich gesetzt, und was konnte er schon erreichen?

In den letzten fünfzig Jahren unseres Jahrhunderts, so ermittelte eine internationale Expertenkommission, wurden die Naturressourcen der Erde in etwa gleicher Menge in Anspruch genommen wie in der gesamten Menschheitsgeschichte bis 1950. Vor den Problemen, die daraus resultieren, steht auch die DDR. Und daraus ergibt sich verständlicherweise eine Reihe konkreter Fragen an die wissenschaftliche Grundlagenforschung. Unser Rat koordiniert die gesamte Grundlagenforschung unseres Landes zum genannten Problemkreis. Er erarbeitet Empfehlungen und muß auch für Überführungen in die Praxis sorgen. Wir haben Schwerpunkte in Form von sechs Komplexen mit zwanzig interdisziplinären Forschungsaufgaben definiert. Dahinter verbirgt sich immerhin ein Potential von über 1000 Wissenschaftlern an der Akademie und an den Hochschulen. Es ist nicht sinnvoll, hier all diese Themen aufzuzählen und zu erläutern. Deshalb lieber ein Beispiel. Im ersten Komplex laufen Forschungen zur abproduktarmen/-freien Technologie. Wir sind dabei, einen Standard für diese Technologie zu erarbeiten und alle Belastungen der Umwelt sowie der Gesundheit des Menschen genau zu definieren. Da ein Betrieb allein das Ziel der abproduktarmen/-freien Technologie nur selten erreicht, beschäftigt sich eine zweite, wichtige Forschungsaufgabe mit der territorialen Vernetzung mehrerer Produktionsstätten.

Sie haben erwähnt, daß Ihr Institut über jahrzehntelange Erfahrungen beim Bau sensibler Geräte zur Überwachung des Magnetfeldes der Erde verfügt. Besitzen Ihre Wissenschaftler auch Know-how für die so dringend notwendige Meßtechnik zur ständigen Kontrolle der Umwelt?

Damit sprechen Sie einen weiteren Komplex von Fragestellungen an, der unter der Überschrift „Umweltüberwachung" vom Rat für Umweltschutz und Umweltgestaltung bearbeitet wird. Dort haben wir eine Liste notwendiger Geräte zusammengestellt und Festlegungen für deren Entwicklung und Bau getroffen. Unser Institut hat zum Beispiel kurzfristig das Schall-Radar-System SODAR entwickelt. Mit akustischen Wellen ist es uns jetzt möglich, sehr genau Temperaturinversionsschichten in der untersten Atmosphäre zu ermitteln. Normalerweise nimmt ja die Lufttemperatur mit steigender Höhe ab. Bei bestimmten Wetterlagen kann sich jedoch wärmere Luft auf kältere auflagern, und es entsteht eine Sperrschicht. Damit wird der Luftaustausch von unten nach oben unterbrochen, und es kann zum gefürchteten Smog kommen. Es ist uns gelungen, einen kleinen Betrieb zu finden, der die SODAR-Geräte zur Umweltüberwachung, aber auch für Flugplätze und andere Einrichtungen produziert.

Bleiben wir beim letzten Beispiel. Oftmals bedarf es bei der Entwicklung wissenschaftlicher Geräte jahrzehntelanger Arbeit. Und wenn es dann geschafft ist, findet sich häufig kein Partner, der die komplizierten Meßinstrumente in kleiner Stückzahl baut. Haben Sie ein Erfolgsrezept?

Unser Institut hat sich erst seit vier Jahren auf Probleme des Umweltschutzes spezialisiert. Wir hatten also keinerlei Erfahrungen für den Bau eines SODAR. 1984 suchten wir den Kontakt zum Institut für Physik der Atmosphäre in Moskau, in dem man ein solches Gerät entwickelt hatte. Wir tauschten Fachleute aus und studierten die Erfahrungen der sowjetischen Wissenschaftler. In nur 18 Monaten war unser Gerät fertig und bewies seine Leistungsstärke bei internationalen Vergleichsmessungen. Wir erhielten also bei den sowjetischen Genossen Starthilfe und können uns jetzt mit einer patentierten Problemlösung revanchieren. Den Produktionsbetrieb haben wir selbst ausfindig gemacht. Ein Rezept ist dieser Lösungsweg daher nicht. Jedes wissenschaftliche Kollektiv muß sich schon einen eigenen Weg erarbeiten. Aber Zeitaufwand, originäre Lösungsidee und Umsetzen in eine Kleinserie setzen meiner Meinung nach doch Maßstäbe für weitere Geräteentwicklungen an der Akademie.

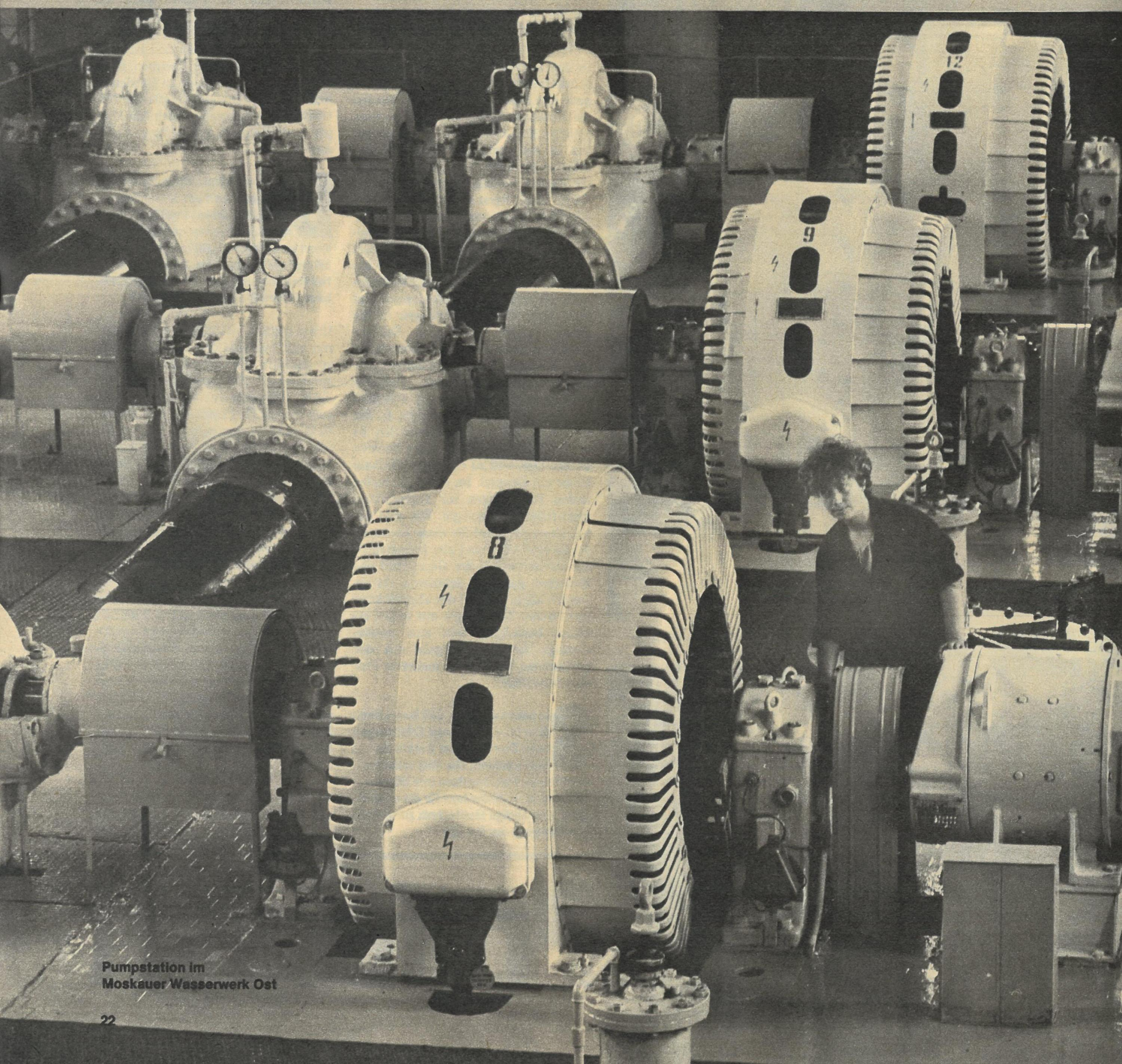
Interview: Utz Hoffmann
Foto: Volker Hohlfeld

Professor!

Die klassische Reportage (2)

Foma Matwejewitsch

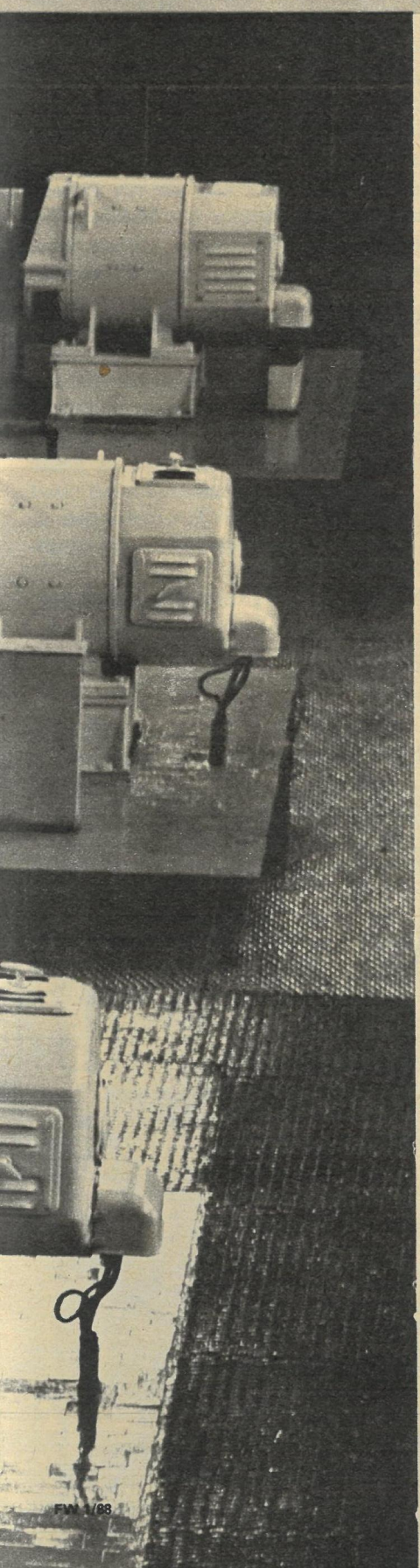
Der Rote Oktober wendete das Blatt der Geschichte. Eine neue Welt war geboren. Es zogen Freunde aus, um die Wirklichkeit zu sehen, die Wahrheit zu sagen — unter ihnen Schriftsteller, Publizisten, Journalisten vieler Länder. Sie wurden Kronzeugen für das Neue. Für den tschechischen Journalisten, Schriftsteller und Kommunisten Julius Fučik war die Sowjetunion „Eine Welt, in der das Morgen schon Geschichte ist". Über verschwiegene Gebirgspfade der Karpaten, ohne Paß und Visum erreichte er im Jahre 1930 erstmals das Sowjetland. Erfüllt vom Wunsch, die Wirklichkeit mit eigenen Augen zu sehen, war er zur Reise aufgebrochen. Da-



Pumpstation im
Moskauer Wasserwerk Ost

nach schrieb er das Buch, das die eben zitierte Zeile als Titel trägt. Und er kehrte 1934 in die UdSSR zurück, um für zwei Jahre „Im geliebten Land" zu bleiben": als Korrespondent von „Rudé právo", der Tageszeitung der Kommunistischen Partei der ČSR. Wahrhaftig, aufrichtig, ohne jede Beschönigung schilderte er seinen Lesern den Aufbruch im Land der Sowjets. Am 30. Dezember 1922, vor nunmehr 65 Jahren, besiegelten die Arbeiter und Bauern die Gründung des multinationalen Sowjetstaates.
Ein Beispiel dafür, wie hautnah Julius Fučik, der 1943 von den Faschisten in Berlin-Plötzensee ermordet wurde, mit dem Leben und den Realitäten im jungen aufblühenden Sowjetland verbunden war, zeigt sein Bericht über eine Moskauer Wahlversammlung an einem Dezembertag im Jahre 1934.

wählt „Wolga-Moskwa" ›



Foma Matwejewitsch wählt „Wolga-Moskwa“

Julius Fučik (1903–1943) während seines Aufenthaltes in der Sowjetunion Anfang der 30er Jahre

Am Haus des Sowjets bewegt sich wiederum eine der tausend Wahldemonstrationen vorbei.

Musik. Hinter der Musik rote Fahnen. Und dahinter, in der ersten Reihe, ein hochgewachsener, magerer Alter, so alt, daß selbst sein Kahlkopf weiß geworden ist.

Bei der Wahlversammlung bleibt der Vorsitzende des Rayonssowjets bei uns stehen:

„Welche Erfolge! Und was für eine Aktivität! Auch Foma Matwejewitsch kommt zur Wahl.“

Foma Matwejewitsch ist der Alte mit dem weißen Kahlschädel. Wieder ist er in der ersten Reihe zu finden und hält die linke Hand ans Ohr, sowohl beim Bericht des Vorsitzenden des Rayonssowjets als auch dann, wenn er mit uns spricht. Er hört schwer. 83 Jahre ist er alt.

Ein alter Wähler, gewiß. Vielleicht gibt es aber in Moskau noch ältere. Darauf bildet sich Foma Matwejewitsch nichts ein. Aber darauf, daß er heute zum ersten Mal wählt.

Bisher hat er nie gewählt. Demonstrativ ist er den Wahlen für die Sowjets ferngeblieben. Er hielt das für notwendig im Hinblick auf sein späteres Leben im Jenseits. Er konnte doch nicht die Sünde begehen, sich die Reden von Sowjetfunktionären anzuhören und auf ihre Aufforderung hin die Hand zu heben, wenn vielleicht auch gegen sie! Foma Matwejewitsch war rechtgläubig und ist auch heute seinem Glauben nicht untreu geworden, wo er zum ersten Mal wählen geht. Seinen Herrgott hat er nicht verleugnet, aber seinen Popen hat er bereits aufgegeben.

„Warum nur, verehrter Foma Matwejewitsch, haben Sie sich entschlossen, zur Wahl zu kommen?“

„Wegen dem Wasser“, sagt Foma Matwejewitsch.

„Wegen dem Wasser?...“

„Na ja“, bekräftigte der Alte, „wegen der Wasserleitung...“ Auf alle möglichen Arten sind die Menschen zur sowjetischen Wirklichkeit gelangt, warum nicht auch über die Wasserleitung? Aber sicherlich ist das ein beachtenswerter Weg, und es lohnt gewiß, daß wir ihn noch einmal gemeinsam mit dem Alten gehen. Erzählen Sie, verehrter Foma Matwejewitsch!

Zu seiner Geschichte kommen wir über seine Trauer. Er hatte eine Frau und elf Kinder. Der Typhus hatte ihm die Frau und neun Kinder genommen. (Nur zwei Söhne waren geblieben – und die waren im Weltkrieg gefallen.) Schon 19 Jahre ist Foma Matwejewitsch allein. Aber er ist schon seit 25 Jahren verwitwet, und zwei Tage, nachdem man seine vom Typhus aufgedunsene Frau hinausgetragen hatte, brachte man den Sarg für sein neuntes Kind. Leicht starb es sich in Krasnaja Presnja, weitab vom Zentrum Moskaus, man starb dort leichter, als man lebte. Die Not tötete, der Hunger, die Fabrik und – der Typhus.

Foma Matwejewitsch glaubt an den Herrgott. Foma Matwejewitsch, einst Arbeiter und jetzt ein verrunzelter Rentner, glaubt gern, daß der Herrgott über Leben und Tod seiner Angehörigen entschieden habe. Aber er ist nicht blind. Er glaubt nicht und wird es auch nie glauben, daß sich dieser Ratschluß Gottes ohne Hilfe des Menschen erfüllt habe. Der Herrgott hat zugelassen, daß sie in Krasnaja Presnja keine Wasserleitung hatten. Und jetzt haben sie eine Wasserleitung. Hat sich der Herrgott nach dem Tode der Frau und der neun Kinder des Foma Matwejewitsch geändert? Oder haben sich die Menschen verändert, hat sich die Arbeit ihrer Hände, das Ziel ihrer Arbeit verändert?

Foma Matwejewitsch denkt an sein Leben zurück und an die Rolle des Wassers in seinem Leben. Man sagt, nur eine Wüstenkarawane kann den wahren Wert des Wassers ermessen. Das stimmt nicht ganz.

Auch Foma Matwejewitsch, der Proletarier aus der Moskauer Vorstadt, kennt ihn gut. Denn zu den Zeiten, als er noch nicht so ganz allein war, hat er wirklich reines Wasser nie zu sehen bekommen. Und deshalb ist er jetzt so allein.

1. Die erste Moskauer Wasserleitung

Die Geschichte des Foma Matwejewitsch beginnt eigentlich früher, als er selbst weiß, und es gibt darin Begebenheiten, an die er sich nicht mehr erinnern kann. Wenn zur Geschichte genaue Daten gehören, hier ist eines davon: das Jahr 1779, in dem erstmalig über das Projekt der Moskauer Wasserleitung verhandelt wurde. Und nun die zweite Jahreszahl: das Jahr 1805, als nach 26jährigem Bau endlich das erste Wasser aus den Mytitschinsker Quellen in 19 Kilometer langen Ziegelrohren nach Moskau gelangte, allerdings nur ins Zentrum Moskaus.

Nur wenige Jahre konnte sich Moskau dieser Errungenschaft rühmen. Auch der Wasserleitung bemächtigte sich die Korruption. Die schlechtgearbeiteten hölzernen Grundlagen für die Rohre verfaulten, die Ziegelrohre zerbröckelten, das Wasser floß aus, und in die Wasserleitung gelangten Schlamm und Unrat. In einigen Jahren flossen an Stelle von 330 000 Eimern frischen Wassers aus Mytitschinsk täglich 40 000 Eimer trüben Wassers in die Moskauer Wasserbekken.

So traurig endet die Geschichte der ersten Moskauer Wasserleitung, und es kommt ein neues Datum: das Jahr 1835. Damals montierte man den eisernen Behälter im Sucharew-Turm (wie steht es heute mit dem Sucharew-Turm!) und führte von dort Rohrleitungen in fünf Wasserzisternen in die Stadtmitte.

An diesen Zustand erinnert sich

Foma Matwejewitsch bereits selbst: Da war ein Wassertrog, um ihn Schlamm und Heu, die Fuhrleute tauchten die schmutzigen Eimer in das verunreinigte Wasser und tränkten ihre Pferde, und die Dienstmädchen holten von hier in ähnlichen Eimern das Wasser für den Haushalt der reichen Kaufleute. Das war die Hygiene der Kaufleute, der Bourgeoisie Moskaus für sich selbst.

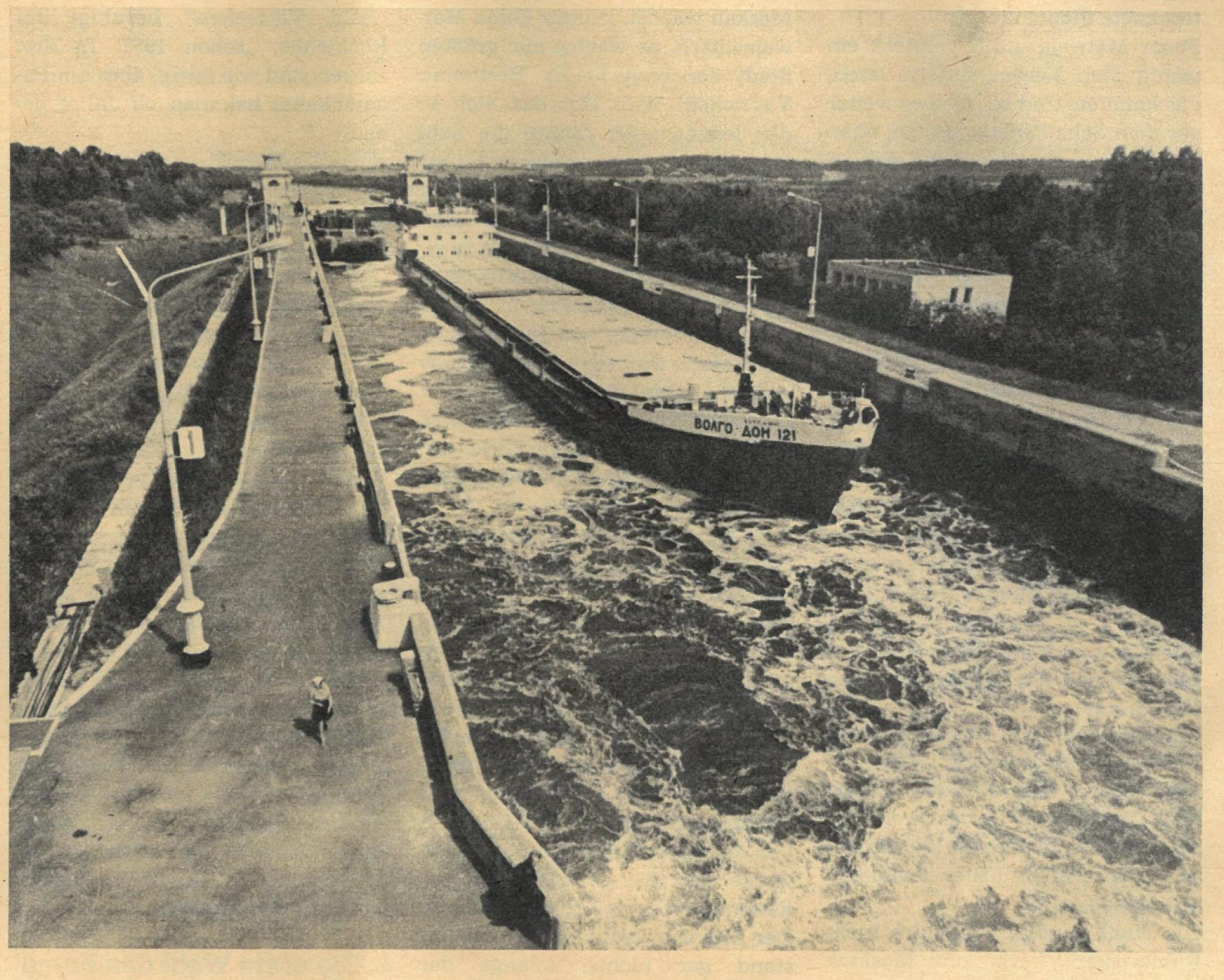
Aber am Stadtrand wohnten keine reichen Kaufleute. Dort wohnten die Foma Matwejewitschs mit ihren Familien, und für sie hatte das Moskau der Bourgeoisie nicht einmal solches Wasser, in das sich Pferde und Menschen teilen konnten.

Durch die Moskauer Vorstädte fuhren Wagen mit Holztonnen, die Fuhrleute machten durch Geschrei auf ihre Ware aufmerksam und gossen unglaublich schmutziges, fettiges Wasser in Eimer, wobei sie die Hand vorstreckten, um eine Kopeke je Eimer einzukassieren. Das Wasser kam direkt aus der Moskwa, es wurde dort geschöpft, wo sie am zugänglichsten war, dort, wo die Stadt all ihren Unrat abgeladen hatte, all ihre Abfälle, und wo auf der Oberfläche die Überreste menschlicher Existenz schwammen. Das war die Wasserleitung der Arbeitervorstadt, an die sich Foma Matwejewitsch erinnert. Aber man braucht nicht Leute seines Alters zu suchen, um einen zu finden, der sich einer solchen „Wasserleitung" erinnern kann. Bis zum Jahre 1904 – das ist ein weiteres Datum unserer Geschichte – waren im Stadtzentrum fünf Wassertröge in Gebrauch, die mit Wasser aus dem Sucharew-Behälter versorgt wurden. Und in den Vorstädten Wagen mit Fässern voll trüben, stinkenden Wassers.

Und dann? Im Jahre 1904 wurde in Moskau endlich eine Wasserleitung gebaut, die diesen Namen verdient. Sie gewährte acht Eimer Wasser täglich – für die Straßen der reichen Kaufleute, Großgrundbesitzer und Generale. Bis in die Arbeiterviertel wurde sie nicht verlängert. Die Urheber des Projektes hatten ausgerechnet, daß der Arbeiter nicht mehr als zwei Eimer täglich brauche. Und zwei Eimer könne man in der Hand aus der Stadtmitte holen, falls es die Proletarier überhaupt nach solchem Luxus gelüste, wie es frisches Wasser ist. Wozu also eine Wasserleitung?

Die reichen Kaufleute, Großgrundbesitzer und Generale tranken endlich gutes, filtriertes Wasser. In den Vorstädten fuhren auch weiterhin Wagen mit Fässern und verkauften kopekenweise ihren flüssigen Todesextrakt.

Der Extrakt war echt, ungefälscht. Er hat seine Wirkung nicht verfehlt. Fünfundsiebzig Prozent der Kinder aus den Arbeitervorstädten Moskaus fielen Epidemien zum Opfer, bevor sie das fünfte Lebensjahr erreicht hatten. Dreieinhalb Prozent der Bewohner der Vorstädte starben jährlich. So waren die Kinder von Foma Matwejewitsch gestorben, so war auch seine Frau umgekommen. Und wenn die Vorstädte nicht ganz ausgestorben sind, so nur deshalb, weil immer neue Zehntausende Arbeiter vom Land hereinkamen und Material für neue Epidemien abgaben. Das alles hatte Foma Matwejewitsch gesehen, und wenn er dieses Massenmorden auch gern dem Willen Gottes zugeschrieben hätte, so war er doch nicht blind: Er hatte die Menschen in Verdacht, daß sie dem Herrgott dabei halfen.



Das Schleusensystem des Kanals hebt das Wolgawasser um mehr als vierzig Meter

1908 – Hochwasser in den Straßen Moskaus

2. Die Stadt, die täglich einen Fluß austrinkt

Lange Jahre nach der Revolution und dem Bürgerkrieg hätte Foma Matwejewitsch noch nicht zugegeben, daß das Jahr 1917 die wichtigste Jahreszahl in seiner Geschichte ist. Er war nicht einverstanden mit der Revolution. Er erkannte die Sowjetmacht wegen ihrer „Sündhaftigkeit" nicht an, deshalb, weil sie alle Gesetze der Gesellschaft von Gottes Gnaden umgestürzt hatte, weil sie sich der Führung bemächtigt hatte und da selbst entschied, wo der Himmel entscheiden sollte. Aber als er vor zwei Jahren in Gräben neben den Gehsteigen Steinrohre gesehen hatte und als im Vorraum seines Zimmers zum ersten Mal aus dem Hahn reines, kühles Wasser in das Becken floß, da wurde Foma Matwejewitsch unsicher und wischte sich Tränen der Rührung ab. „Und das – konnte das wohl Sünde sein?"

Aber noch gab er sich nicht geschlagen. Bis vor vierzehn Tagen.

Er ging langsam durch die Straßen, da erblickte er in einer Auslage ein Diagramm. Er hatte so etwas nie beachtet – aber an diesem Diagramm war etwas Besonderes, etwas, was er schon lange nicht gesehen hatte, was er aber gut kannte: Es war ein Bild der bekannten Figur des Kutschers mit den Wasserfässern. Der Zeichner des Diagramms wollte irgendwie symbolhaft die Moskauer Wasserversorgung im Jahr 1900 veranschaulichen; er hatte nicht mit dem Alten gerechnet, aber er fesselte ihn. Der Alte ließ seine Augen langsam über die weiteren Symbole schweifen, über die Wassertröge, über den alten Rublewsker Wasserturm – bis zum Ende. Und am Ende befand sich die Karte des Wolga-Moskwa-Kanals. Aber davor war noch ein bemerkenswertes Bildchen: Ein Fluß fließt dahin (dem Ufer nach würde man ihn für die Moskwa halten), vier Menschen beugen sich

Foma Matwejewitsch wählt „Wolga-Moskwa“

über das Ufer und trinken Wasser aus dem Fluß, und hinter ihnen liegt nur noch das leere, ausgetrocknete Flußbett.

Foma Matwejewitsch versteht ein wenig vom Lesen. Ziffern lesen, das kann er. Und so blieb er weiter vor dem Schaufenster stehen, ohne sich um den Frost oder die sich an ihm vorbeischiebende Menge zu kümmern, bis er das Rätsel des anschaulichen Diagramms entziffert hatte: Das Problem der Wasserversorgung der Moskauer Bevölkerung.

Foma Matwejewitsch begriff: Wenn allen Bewohnern der Stadt Moskau die Versorgung mit reinem Wasser gewährleistet sein soll, wenn auch er, Foma Matwejewitsch, bereits Wasser aus seiner eigenen Wasserleitung trinkt, wenn darüber hinaus das Wasser neue Parks berieselt und aus Schläuchen spritzt, um die Straßen zu waschen – dann braucht man viele, viele Millionen Liter Wasser. Wieviel sagt doch das Diagramm?

480 Millionen Liter Wasser „trinkt“ Moskau täglich im Jahr 1935.

Und wieviel Wasser fließt täglich beim Rublewsker Hydrierwerk die Moskwa hinab? Gerade 480 Millionen Liter täglich, haben Fachleute ausgerechnet.

Die Stadt Moskau beugt sich beim Rublewsker Werk zur Moskwa hinab und trinkt sie bis zum letzten Tropfen aus. Das Bild des Diagramms übertreibt nicht, zurück bleibt nur das leere, ausgetrocknete Flußbett.

Foma Matwejewitsch erschrak gottesfürchtig vor einer solchen Zukunft.

3. Ein großes Projekt für Foma Matwejewitsch

Der alte Foma Matwejewitsch hatte so lange keine Ahnung von den Gefahren, die über seinem Haupte schwebten, bis er das Diagramm sah. Wieder zu Hause, drehte er mit Rührung den Hahn seiner neuen Wasserleitung auf. Reines, frisches Wasser schoß daraus hervor.

Zu seinem Glück hatten schon lange vorher Ingenieure und Delegierte des Moskauer Sowjets diese Gefahr erwogen, Menschen, mit denen Foma Matwejewitsch nichts gemein haben wollte. Er hatte nichts von ihrer Arbeit gewußt. Aber ein „junger Mensch“ (wie der Alte mit bedächtiger Ehrfurcht sagte), der Komsomolze Rochlenko, den man zu ihm geschickt hatte, als er anfing, durch die Häuser zu gehen und mit ewigem, tödlichem Durst zu schrecken, erzählte ihm davon.

Moskau wächst. Bürger Foma Matwejewitsch, es wächst zur größten Stadt der Welt heran. Bestimmt, Väterchen! Wißt Ihr, daß sich in den letzten zehn Jahren die Zahl seiner Einwohner verdoppelt hat? Wißt Ihr, daß wir in Moskau bereits dreiunddreiviertel Millionen Einwohner haben? Und was wird in einem Jahr sein? Und was in fünf Jahren? Und wenn wir in einem Jahr alles Wasser aus der Moskwa austrinken, was wäre dann mit uns in fünf Jahren? Seht, Bürger Foma Matwejewitsch, daran denken wir. Daran denken die Ingenieure, der Rayonssowjet, der Mossowjet, der Komsomol, die ganze Partei.

Und wir haben uns entschlossen, für Moskau die Wolga zu Hilfe zu nehmen.

Der Komsomolze Rochlenko bemalte alle Ränder der „Komsomolskaja Prawda“ mit den Plänen des großartigen Baus des Moskwa-Wolga-Kanals. Und als der Alte das alles noch nicht verstand, überschritt der „junge Mensch“ alle Kulturregeln des neuen Menschen und zeichnete Längsschnitte, Stauwerke und Saugpumpen auf den Einband eines geborgten Buches. Der Alte war geduldig, aber er verstand gar nichts, solange der „junge Mensch“ nicht begriffen hatte, daß er von Foma Matwejewitschs Wasserleitung ausgehen muß, um ihm den größten Kanal der Welt nahezubringen.

Und dann war auch für den Alten plötzlich alles einfach und klar. Man legt drei Millionen Kubikmeter Beton. Es entsteht ein 128 Kilometer langer Kanal – um 47 Kilometer länger als der Panamakanal. Hebevorrichtungen und Schöpfräder heben das Wasser der Wolga über eine Anhöhe, heben es um 38 Meter. Die Wolga fließt nach Moskau, und auf ihrem Spiegel kommen Hochseedampfer bis in die Hauptstadt.

Oberhalb von Moskau ergießt sich der Kanal beim Dorfe Puschkino in einen riesigen Stausee. Nur zum geringen Teil ist er für Schiffe zugänglich. Alles übrige ist Wasser für Moskau. Am Ufer dieses Sees gibt es weder Häuser noch Menschen. Ruhig breitet sich das Wasser aus; alles Trübe wird auf dem Grunde abgelagert. Von dem See führen 30 Kilometer lange Rohre das Wasser in das Moskauer Hydrierwerk, und Foma Matwejewitsch dreht in Krasnaja Presnja an seinem Wasserhahn, und in sein Glas fließt das Wasser der oberen Wolga.

Der alte Foma Matwejewitsch ist schon ganz in das Problem eingedrungen. Zum Schluß fragt er besorgt:

„Ja, aber wann?“

„Bald, Väterchen“, beruhigt ihn Rochlenko, „schon 1937. In drei Jahren sind wir fertig, aber am Panamakanal hat man elf Jahre gebaut…“

„Und bis dahin?“

Der „junge Mensch“ zeigt mit dem Finger bedeutungsvoll auf einen Punkt seiner Zeichnung:

„Habe ich das Euch nicht gesagt, Foma Matwejewitsch? Wir bedenken alles. Seht, die Istra! Was die uns zu schaffen gemacht hat! Kommt das Frühjahr, hat sie Hochwasser, überschwemmt sie Moskau, setzt Kanäle und Keller unter Wasser, richtet Schaden an. Und im Sommer hat sie kein Wasser. Nun, wie ist es, wenn man ein Wehr baut? Man hält die Frühlingswässer zurück und hat das ganze Jahr über Wasser. Eine große Stadt, Foma Matwejewitsch, die größte Stadt der Welt, muß auf allen Seiten Wasservorräte haben. Und so haben wir es auch eingerichtet. Väterchen, Ihr lest keine Zeitung, und das ist schade. Aber ich kann Euch sagen: Der Damm an der Istra ist bereits fertig. Am 7. November haben wir ihn der Öffentlichkeit übergeben.

4. Die erste Wahl des Foma Matwejewitsch

Der Alte sitzt in der ersten Reihe und lauscht eifrig dem Referat. Als der Vorsitzende des Rayonsowjets vom Wolga-Moskwa-Kanal spricht, klatscht der Alte begeistert. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben. Er ist nie zu einer Versammlung gegangen, und in der Kirche klatscht man nicht. Der Alte hat uns nicht gesagt, wie er mit dem Herrgott zurechtkam (ohne dessen Willen doch kein Kopfhaar gekrümmt wird), als er an seine tote Frau und an die elf Kinder zurückdachte.

Aber mit den Menschen hat er abgerechnet. So, wie man es russisch „po delowomu“ nennt. Vielleicht kam es, weil er in der ersten Reihe saß, vielleicht, weil ich auf ihn mehr als auf andere geschaut habe – ich glaube, daß Foma Matwejewitsch als erster die Hand für die Delegierten in den Sowjet gehoben hat.

Entnommen dem Reportageband: „Im geliebten Land“, Dietz-Verlag Berlin
Fotos: V. Billeb, A. Paszkowiak, A. Botschinin, Archiv (3)

„Wolga-Moskwa“ in unseren Tagen

Ob Foma Matwejewitsch, der Held in Fučiks Reportage, die Eröffnung des 128 Kilometer langen Wolga-Moskwa-Kanals im Jahre 1937 noch erlebt hat? Ob er vom aufbereiteten, sauberen Wolgawasser noch trinken konnte? Keiner vermag es zu sagen. Doch Stanislaw Chramenkow, Moskaus Wasser-Chef, zählt uns einige Fakten auf: Das Wolga-Wasser wird heute in vier großen Wasserwerken zu Trinkwasser aufbereitet, die Neun-Millionen-Stadt verbraucht täglich fast 6,5 Millionen Kubikmeter Wasser – pro Kopf und Tag 710 Liter. Und die Moskauer Wassermänner und -verbraucher finden: Ihr Wasser, das größtenteils aus der Wolga sowie aus den Staubecken von Istra, Moshaisk, Osersk, Chimki und bei Rshewsk gezapft wird, hat einen gleichbleibenden Reinheitsgrad und Wohlgeschmack. Lediglich zur Zeit der Schneeschmelze, wenn Tauwasser von den Feldern in die Flüsse rinnt, ist eine geringe Geruchsveränderung zu bemerken, jedoch kein Abstrich an der Qualität, die durch täglich mehrfache Laborproben überwacht wird. Für sauberes Wasser sorgen die rund 8000 Mitarbeiter der Moskauer Wasserwirtschaft, unter ihnen etliche, die als „Vorkoster“ wirken.

Der Wolga-Moskwa-Kanal führt der Hauptstadt alljährlich 2,5 Milliarden Kubikmeter Wasser zu (vergleichsweise die 13fache Menge des größten DDR-Reservoirs, der Bleiloch-Talsperre). So gesehen, wurde der Kanal zu Moskaus neuem Lebensstrom. Gleichfalls ist er, durch die in seinem Gefolge entstandenen 250 Kilometer langen, schiffbaren Wasserwege in der Stadt sowie im Weichbild von Moskau, zu einer bedeutenden Blauen Straße geworden, die, hinweg über Wolga, Don und Ladogasee, Moskaus Flußhäfen mit fünf Meeren im Süden und Norden verbindet.

Um die Wende zu den 30er Jahren dürstete die damalige Drei-Millionen-Stadt, litt aber zu Zeiten von Schneeschmelze oder Wolkenbrüchen zugleich unter zerstörerischen Hochwassern. Zum täglichen Stadtbild gehörten damals Fuhrwerke mit Wasserfässern, später Autos mit Wassertanks, die ganze Stadtviertel mit Trinkwasser versorgen mußten. Allerwärts suchte man nach mehr Wasser: in Flüssen, Seen, unter der Erde, doch ohne spürbaren Zufluß. Mütterchen Wolga war der einzige Ausweg – und so entstand das Projekt für den Kanal, dessen Bau im Juni 1931 von einem Plenum der

Petri Heil zu Füßen des Fernsehturms in Ostankino

Kommunistischen Partei beschlossen wurde. Gleichzeitig mit dem Ausbaggern des Kanalbetts wurden elf Staudämme, elf Schleusen für den Schiffsverkehr, acht kleine Wasserkraftwerke (Gesamtkapazität 65 MW), fünf große Pumpstationen, drei Häfen und acht Anlegestellen, neunzehn Eisenbahn- und Straßenbrücken geschaffen. Die heutige Moskwa ist unter den schiffbaren Flüssen der Welt zweifellos ein Unikat: maschinelle Wasserzufuhr mittels Pumpen sichern ihr in allererster Linie den erforderlichen Pegelstand, helfen, das Gefälle zur Wolga zu überwinden, insbesondere bei der rund vierzig Meter hohen Landschwelle in der Gegend von Dmitrow. Der Wolga-Moskwa-Kanal deckt nicht nur den Wasserbedarf der Haushalte und Industriebetriebe. Jährlich befördert die Moskauer Flotte auf seinem Wasser 2,5 Millionen Fahrgäste sowie 18 Millionen Tonnen Fracht. Baden, Segeln, Rudern, Angeln, Urlaubsfahrten in schwimmenden Hotels sind heute für die Moskauer ein ebenso selbstverständliches Freizeitvergnügen. Allerdings wird nach einem strengen Regime gemeinsam mit den örtlichen Sowjets festgelegt, wo dies möglich ist und wo nicht; die Reinhaltung der Gewässer ist oberstes Gebot. Leider gibt es diesbezüglich immer noch zu viele Sünder.

Das entscheidende Problem bleibt jedoch die Wasserversorgung der Metropole, denn ihr Durst nimmt mit ihrem Wachsen ständig zu. Indessen wehrt sich die Wolga, noch mehr von ihrem Wasser herzugeben. Zu Recht. Die Idee einiger Experten, in der romantischen und fruchtbaren Wolganiederung, ohne Rücksicht auf Landschaftsschutz und Wolga-Wasserhaushalt, einen zweiten Kanal anzulegen und einen weiteren Stausee, wird nicht durchkommen. Die verantwortlichen Wasserspezialisten halten es für ökologisch vernünftiger und zugleich kostensparender, das vorhandene wertvolle Naß noch intensiver – also sparsamer und rationeller – zu nutzen. Vieles wird dafür getan. Eine vorrangige Aufgabe ist es, noch mehr geschlossene Kreisläufe zu schaffen, damit die Industrie künftig nahezu nur noch regeneriertes Wasser verbraucht. Den Betrieben werden Verbrauchsnormative vorgegeben. Und mit Hilfe moderner Kläranlagen werden noch mehr städtische Abwässer zur Wieder- und Mehrfachnutzung als Brauchwasser aufbereitet. Zusätzliche Tiefbohrungen sollen Moskaus Grundwasserreserven weiter erschließen helfen. Die Rekonstruktion des Kanal-Veteranen ist bereits fest geplant – mit stärkeren Pumpstationen, erneuerten Schleusen… Natürlich spielen dabei moderne, mechanisierte und computergesteuerte technologische Prozesse eine immer größere Rolle. Damit sauberes Wasser immer fließe…

Boris Pankow

Pirsch ohne Gewehr (1)

Stelzenläufer

Staatliches Reservat Naursum, Kasachische SSR

Als vor Millionen Jahren das Eismeer zu Füßen des Uralgebirges die westsibirische Tiefebene bedeckte, stellte die Turgaisenke auf tausend Kilometer in Nord-Süd den Anschluß an jene frühen Meere her, die das Schwarze und das Kaspische Meer sowie den heutigen Aralsee vereinigten... Gewässer schwanden, hinterließen ihre Ablagerungen, doch der Einschnitt ins asiatische Festland blieb erhalten, wurde zur Oase des Tier- und Pflanzenlebens.

Im Jahre 1934 stellte die Sowjetregierung den Norden der Turgaisenke unter Naturschutz und sicherte so den Fortbestand der einzigartigen Landschaft mit Kiefernhainen und Wermutsteppe, Sanddünen, Sümpfen und Lehmhügeln. Die Fläche des Schutzgebietes Naursum, das so unterschiedliche Biotope vereint, beträgt 87 000 Hektar. Das Klima ist streng kontinental – mit Frösten über vierzig Grad Celsius und glühender Hitze im Sommer. Niederschläge fallen spärlich, Staubstürme sind nicht selten. Dennoch gibt es Stellen, an denen Grundwasser in kleinen Rinnsalen zutage tritt; dort gedeihen Moose, Farn und Schachtelhalm. Über das leicht gewellte Relief verteilen sich als abflußlose Gewässer sogenannte Endseen, etliche mit Salzwasser. Nach schneereichem Winter werden weite Flächen überschwemmt, in anderen Jahren trocknen viele Gewässer gänzlich aus. Zusammenrücken müssen dann die Scharen der Zugvögel, die am Turgai Quartier nehmen – Kraniche und Reiher, Enten, Gänse, Schwäne, Taucher und Rallen.

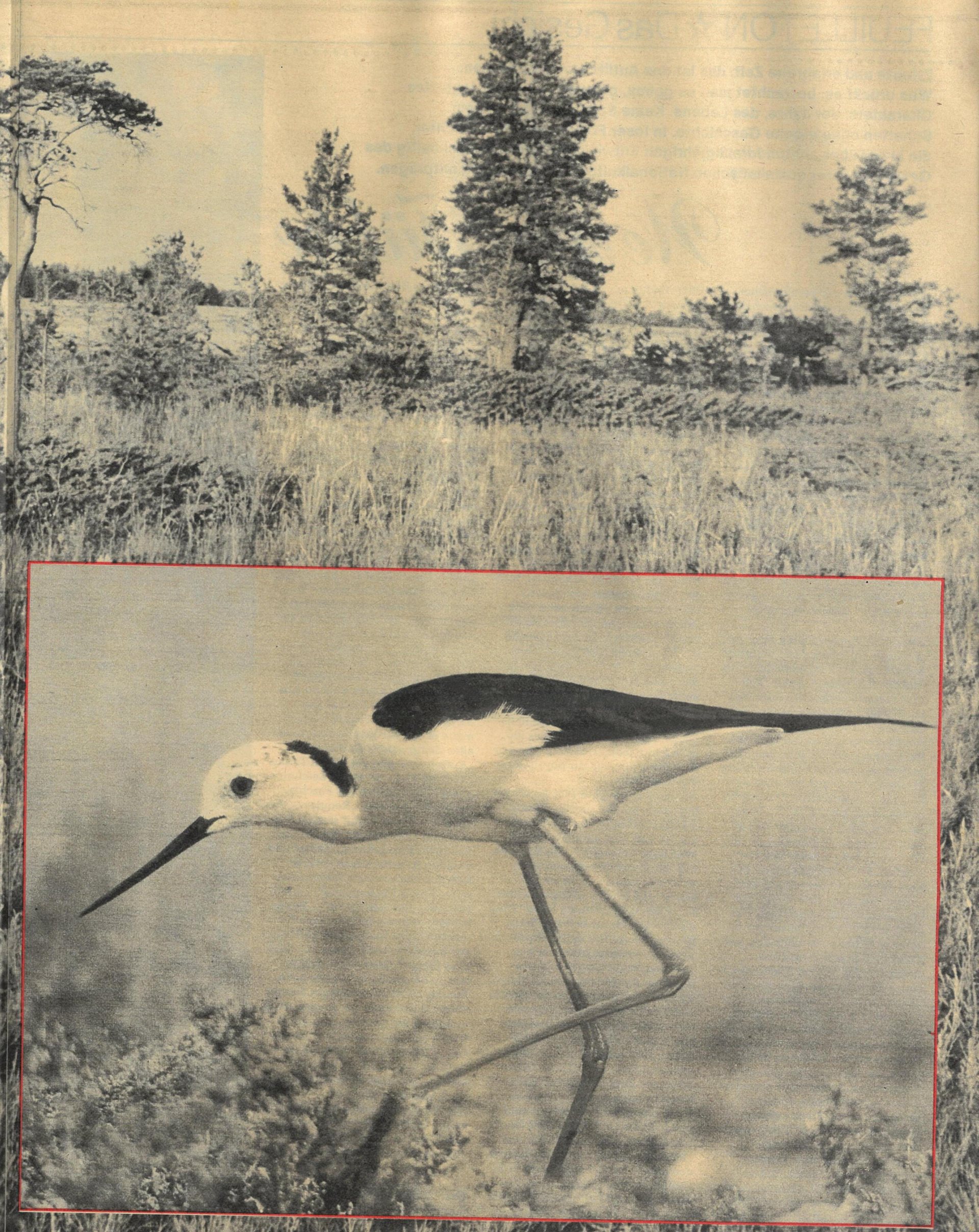
Ornithologen beobachten den kunstvollen Balztanz der Steppenkiebitze, das Ritual der Paarbildung und die Sturzangriffe, mit denen beide Eltern ihr Gelege verteidigen. Leider ist bisher ungeklärt, weshalb die Zahl dieser Vögel bei aller Hege weiter zurückgeht.

Zu den endemischen, nur in Kasachstan heimischen Arten gehört die etwa starengroße Mohrenlerche. Während der Balz zeigen die Männchen einen Taumelflug, der an das Auf-der-Stelle-Flattern großer Schmetterlinge erinnert. Dabei handelt es sich um pfeilschnelle Flieger, denen in der Luft kaum ein Insekt entkommt...

P. N. Romanow (Text und Fotos)

Kein Vogel außer dem Flamingo hat – im Verhältnis zum Körper – längere Beine als der Stelzenläufer (Himantopus himantopus). Ideale Bauweise für das Waten im Schlick, um mit dem pinzettenförmigen Schnabel in süßen, brackigen oder salzwassergefüllten Tümpeln nach allerhand Kleingetier, Würmern, Krebschen, Larven zu stochern. Aus der artenreichen Sippe der Regenpfeifer stammend gehört der von Spitze zu Spitze nur 38 cm messende Stelzenläufer in engerer Familie den Säbelschnäblern an. Seine Heimat sind warme bis heiße Erdgegenden; als Sommergast erscheint er gelegentlich in Mitteleuropa. Die starke Gefährdung aller Schnepfenvögel, der Wassertreter, Fischer, Triele, Brachschwalben, beruht auf dem weltweiten Schwinden von Feuchtgebieten, die der Mensch zu seinen Zwecken nutzt. Entsprechend groß die Sorge der Naturschützer um diese ausdrucksvollen Vogelgestalten und die Freude beim selten gewordenen Anblick.

Karte: G. Knoch

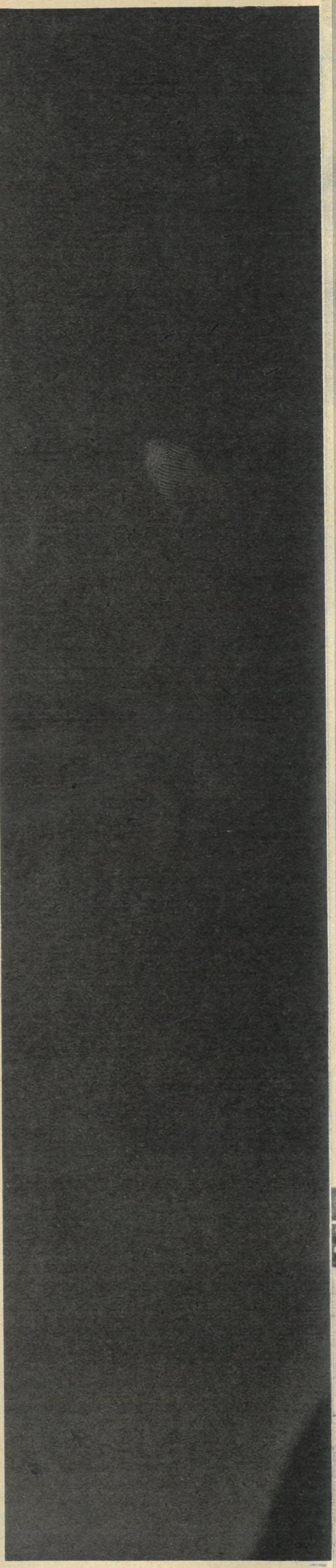


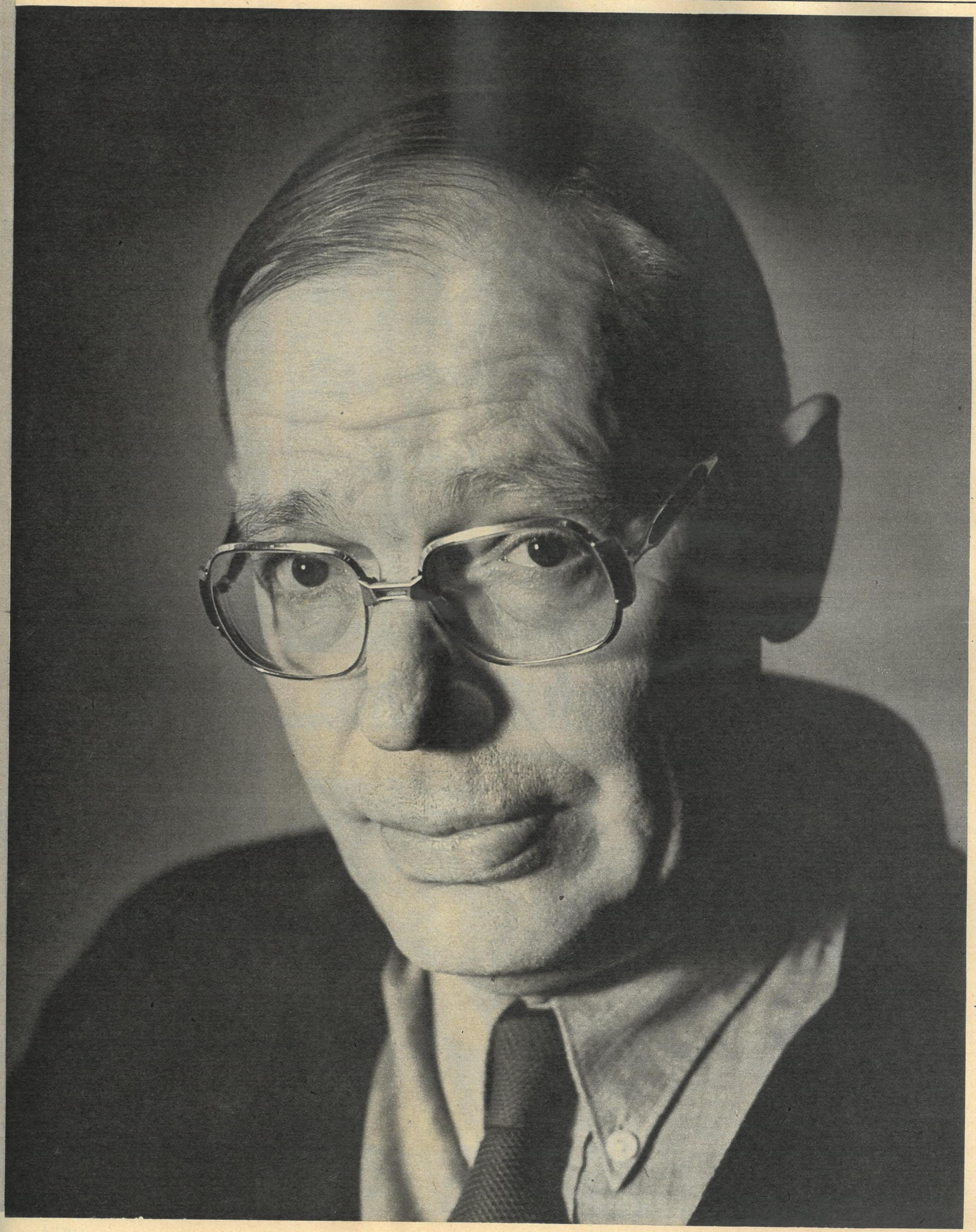
Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der über achtunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Werner Tübke

Auf die Minute zur verabredeten Nachmittagsstunde drücke ich den Klingelknopf am schmiedeeisernen Gartentor in der Leipziger Springerstraße, denn – so war ich gewarnt worden – in puncto Pünktlichkeit sei der Professor „preußisch" genau. Groß, schlank, die Schultern ein wenig nach vorn geneigt, freundlich-prüfender Blick über den Goldrand der Brille: Ich bin nicht sehr medienfreundlich. Sagt es mit feinem Spott, der das Gegenteil meint und plaziert uns aufs Sofa unter das „Ende der Narrengerichtsbarkeit". Auskünfte? „Nichts Neues bei Tübke! Vollgestopft mit Wissen und Fabeln, gut ausgeschlafen, zufrieden und glücklich, also läuft das Kind…".
Er liebt direkte, mitunter drastische Formulierungen, manches mildert sein Humor, doch immer bleibt Distanz.
Der Maler Werner Tübke zählt zu den bedeutendsten, eigenwilligsten Künstlerpersönlichkeiten der DDR und darüber hinaus. Seine Bilder und Zeichnungen sind in namhaften Galerien, Museen des In- und Auslandes zu sehen, seine Ausstellungen erregen in vielen Ländern Beachtung wie Bewunderung, mehrfach gewann er internationale Wettbewerbe, eine Liste über alle ihm zuteil gewordenen Ehrungen, Auszeichnungen und Preise wäre lang. Der Staat – „in dem meine kontinuierliche Entwicklung sich sehr glücklich und sehr harmonisch, mit vielen Zäsuren, entwikkeln konnte", wie er einmal sagte, – würdigte seine Leistungen mit Nationalpreisen, zum dritten Mal 1987. Im Juli dieses Jahres wurde Werner Tübke achtundfünfzig, im Oktober signierte er auf dem Schlachtberg bei Bad Frankenhausen in der künftigen Gedenkstätte des deutschen Bauernkrieges sein Lebenswerk, das Monumentalgemälde „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland", 123 Meter lang, 14 Meter hoch mit 3000 zum Teil in doppelter Lebensgröße gemalten Figuren, – ein Panorama ohne Podeste, Versatzstücke, optische Tricks. In dieser Form existiert es erstmalig in der Welt. Tübke wagte den kühnen, in der Kunstgeschichte beispiellosen Versuch, deutsche und europäische Geschichte, ja eine ganze Epoche, in ihrer Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit mit faszinierenden Bilderfindungen zu deuten und darzustellen. Die Fülle der Figuren, Farben, Formen, von Ereignissen, Landschaften, von Zitaten, Metaphern und allegorischen Szenen fesselt den Betrachter; auch wer nicht alles zu entschlüsseln weiß, findet Genuß, die Anregung zu denken, das hat Tübke gewollt. So ausgedrückt: „Distanzverringerung zu Geschichte, scheinbare Aufhebung des Zeitunterschiedes, um lebendig einst Lebendes zu achten und verstehen zu lernen, auch zu beurteilen, scheint mir eine vornehme Aufgabe zu sein." Für diese hier gab er mehr als zwölf Jahre dran. Drang tief in jene Zeit des Umbruchs ein, studierte ihre geistigen und gesellschaftlichen Prozesse, spürte selbst Kostümen, Waffen, Gerätschaften von damals nach, bereitete „fabulierend" mit 146 Zeichnungen, 26 Lithographien und 16 Bildern – die 1:10 Fassung des Panoramas wird in der Nationalgalerie in Berlin ihren Platz finden – das große Gemälde vor. Und vollendete es. Leinwand, Grundierung und Farben aus der Sowjetunion haben sich hervorragend bewährt, sagt er, doch für vieles andere fehlte jede Erfahrung. „Es war eine Schufterei bis zur physischen Erschöpfung."
Mit Semesterbeginn 1988 kehrt der Professor an die Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst zurück und übernimmt eine Meisterklasse für Malerei – in die etwa fünf Studierende aufgenommen werden können – „und ich bekenne, daß ich ein strenger Lehrer bin, Fleiß und Ordnung liebe!" Das glaubt man ihm aufs Wort. Seine Biographie spricht dafür. Nachkriegszeitbedingt konnte er erst 1948 das Abitur machen. Er studierte an der Hochschule für Grafik und Buchkunst, legte an der Greifswalder Universität das Staatsexamen in Kunstpädagogik und Psychologie ab, lehrte in diesen Fächern. 1953 arbeitet er zwei Jahre lang als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralhaus für Volkskunst in Leipzig; wird Oberassistent, ordentlicher Professor und von 1973 bis 1976 Rektor der Hochschule für Grafik und Buchkunst.
„Ich bin ein ganz normaler Mensch, der ‚sehen' kann," untertreibt er lächelnd. Werner Tübke ist ein Virtuose auch des Zeichnens. Und die Vorliebe für altes Papier und handgeschöpftes Bütten nicht zu übersehen. Mehr als fünftausend Zeichnungen entstanden. Der Maler Tübke hat wie kein anderer die Handschriften deutscher und niederländischer Meister des 15. bis 17. Jahrhunderts von der Renaissance bis zum Barock studiert. Er hat sie mit eigener bildnerischer, produktiver Phantasie – „darin liegt die Klugheit des Malers" – zu seiner Ausdrucksform gemacht. Solch ungewohntes Traditionsbewußtsein traf seinerzeit auf Befremden, Mißverstehen, Ablehnung. Der Anerkennung im Ausland folgte die Anerkennung daheim. Die zeitferne Technik Tübkes ist keine Flucht aus der Zeit.
Bilder wie „Weißer Terror in Ungarn", „Spanien 1936", „Hiroshima" sind sein leidenschaftliches Plädoyer für gesellschaftlichen Fortschritt. 1960 bis 1961 erlebt er die Sowjetunion in Menschen und Landschaften. Leningrad, Usbekistan, Samarkand, der Kaukasus… dreihundertfünfzig Zeichnungen und Aquarelle, vieles wird im Atelier zum Bild. Das Porträt von Swerdlow, einem Freund Lenins, malte er aus der Erinnerung an ein altes Zeitungsfoto. Dostojewskis „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus" regte ihn zu freien Zeichnungen an. Den Opfern des Faschismus widmet er sein „Requiem", die Henker entlarvt er mit seinem Bild „Lebenserinnerungen des Dr. jur. Schulze". Entwicklung, Kampf und Sieg der Arbeiterklasse stellt er sich mit Werken wie „Nationalkomitee Freies Deutschland", „Arbeiterklasse und Intelligenz", „Bauarbeiter", und sein mehrteiliges Gemälde für das Hauptfoyer im Palast der Republik heißt „Mensch – Maß aller Dinge". Credo eines Künstlers, in dessen Schaffen sinnliche Freude, ein lebenswürdiges Dasein ebenso bejaht wie die Ängste nicht verschwiegen werden, solange es Kräfte gibt, die unsere Welt bedrohen. „Überzeugend, weil dialektisch, ist nur, wenn im Schönen, Harmonischen auch durchschimmert, was es gefährdet."
Mit Wissen vollgestopft, mit Fabeln, Lebens- und Kunsterfahrung arbeitet er in seinem Atelier – „Immer Neues bei Tübke!"

Ursula Weil (Text)
Lothar Willmann (Foto)



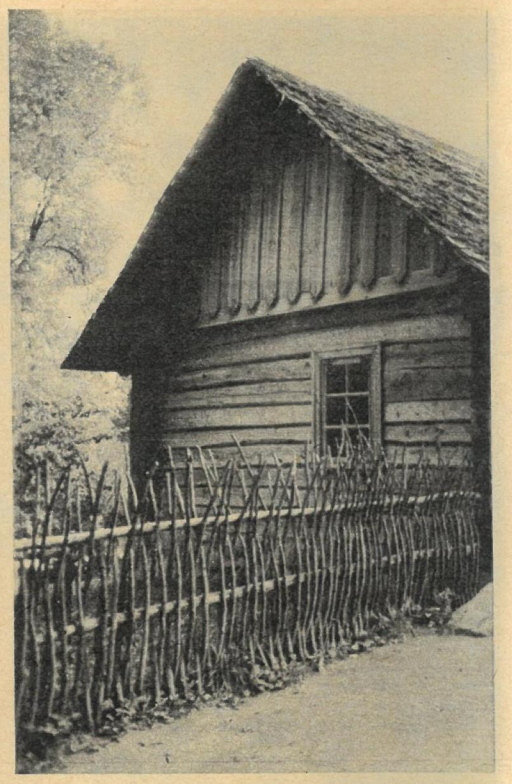


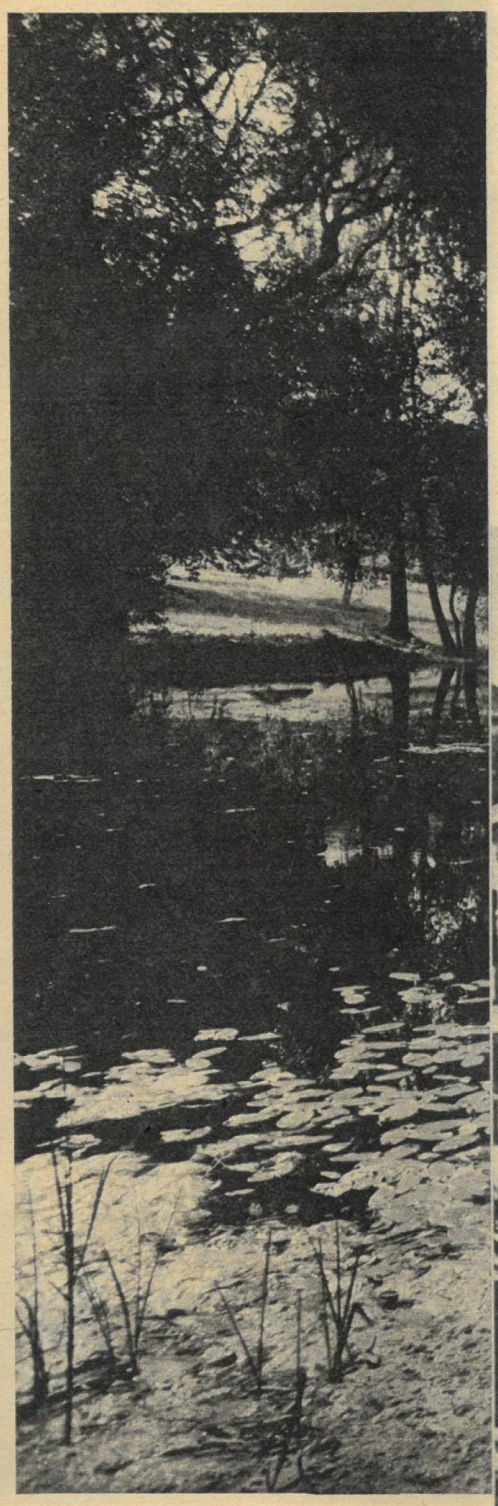
Als der Hahnenfuß blühte...

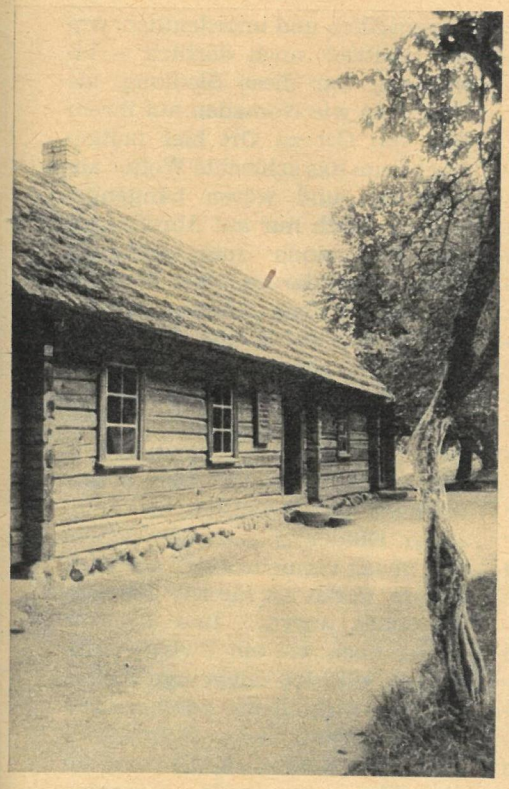
Erinnerung an einen Sommertag

Wieviel Tage versinken spurlos im Strom der Zeit? Zuweilen leuchtet einer in unserer Erinnerung. Stunden nur – irgendwo nordwestlich von Minsk. Ein aufgeräumter Augusthimmel. Du gehst über Brücken, über Wiesen, Hahnenfuß am Wege. Um Johanni feierte man hier Sonnenwende. Am Akkerrain blüht es: Distel, Scharbockskraut, Butterblumen. Der Fluß heißt Swislotsch, er hat dich aus Minsk begleitet, das Dorf Wjasynka begrüßt dich mit Stille. Auch die Kinder, die dir begegnen, sind still.

Zwischen Feldern ein Weiher, Weiden spiegeln sich, ein Blockhaus, ein Flechtzaun, eine Quelle aus dem Stein, ein Wäldchen, hügelan wird Heu eingebracht – aber du hörst nichts. Es ist als laufe ein Film ohne Ton. Im Haus Dunkelheit, erst allmählich erkennst du einen russischen Ofen, einfaches Hausgerät, bäuerlich, ein paar Bilder, Bücher. Hier wohnte einst abgeschieden ein armer Bauer mit seiner vielköpfigen Familie, sieben Kinder, eines davon: Janka Kupala. Klingt es nicht wie ein Märchen? Es war einmal... Damals gab es in jedem dieser abgelegenen belorussischen Dörfer Märchenerzähler, Bauern, meist Analphabeten mit Phantasie und Witz. In der Dämmerung um ein Holzkohlenfeuer saßen sie zusammen und folgten den Abenteuern irgendwelcher Recken oder Eulenspiegel, die den Reichen, der Obrigkeit ein Schnippchen schlagen und für winzig kurze Zeit Gerechtigkeit herstellen. War die Geschichte zu Ende, so war es auch mit der Gerechtigkeit vorbei. Unerschöpflich ist der Brunnen belorussischer Volksphantasie. Den Jungen Janka schmerzte der Widerspruch zwi-







schen Märchen und Wirklichkeit und er versuchte die Geschichte weiterzuspinnen. Da schrieb er Gedichte über die Träume der Bauern von einem glücklichen und freien Leben. Jeder Belorusse kennt diese Gedichte, jeder kennt ihren Verfasser. Er ist ein Klassiker, den man wirklich liest. Frage die Schulkinder hierzulande nach Kupala, und sie werden dir von ihm erzählen: daß er eigentlich Iwan Luzewitsch hieß, vor 105 Jahren in dem Dörfchen Wjasynka geboren wurde in einem Klein-Pächterhaus; daß Not und Bedrückung groß, daß Haß gegen Gutsbesitzer und Zarenbürokraten im Herzen brannte, daß der Vater früh starb, daß Iwan die Familie ernähren mußte als Schnapsbrenner, Gerichtsschreiber, Hauslehrer, und daß er mit dreiundzwanzig sein erstes Gedicht gedruckt sah. Und willst du von ihnen wissen, warum er sich Kupala nannte, werden die einen von einem Kraut reden, das so heißt, eine Art Hahnenfuß, andere werden wieder sagen, sein Name hätte etwas mit der Feier der Sonnenwende zu tun, mit dem Johannistag, denn da sei er zur Welt gekommen. Fragst du sie aber nach seinen Versen, so werden sie dir auf Anhieb wohl ein Dutzend davon aufsagen und besonders gern, weil es in den Lesebüchern steht, das Gedicht „Muttersprache". Da merkst du gleich, hier spricht ein großer Dichter zu dir, der die Menschen kannte und die Welt, der das ehemals geschundene Volk der Belorussen zu erheben wußte, ohne ihm seine bittere Lage zu verschweigen. Zwischen Zarenknute und polnischen Pans bewahrte es sich die Gemeinsamkeit der Volksüberlieferung, der Muttersprache, „Unter Acht und Bann gebeugt, ins Ungewisse/trugen schweigend wir die Last der Finsternisse/und ertrugen sie, bis unsere Herzen froren/und die Heimat wir im Heimatland verloren./Ins Verderben waren wir, in Nacht gesunken,/ausgelöscht des Zukunftsglaubens Hoffnungsfunken –/doch da war Erinnerung: der Mutter lindes/Wiegenlied im längst erwachsnen Traum des Kindes.../Sprache unseres Volkes, du wirst ewig leben,/in Millionen Stimmen deinen Ruf erheben..." So wirst du auch erfahren, daß Kupala die Befreiung seines Volkes erlebte, aber auch die schwerste Prüfung: den Hitlerkrieg. Sicher ist, daß er 1942 starb, doch alle wissen hier, daß er unter ihnen ist, wie jeder wahre Dichter anderswo auch. Manchmal siehst du hier zwischen ernsten Leuten Scharen Kinder. Mit Bussen und Fahrrädern kommen sie hierher, schwärmen aus über Felder und Wiesen, und zwischen den leuchtend weißen, gelben und roten Blüten erscheinen sie uns selbst wie Blumen. Andächtig betreten sie das Haus des Dichters, seine Verse kommen ihnen wie Musik vor. Und während sie lauschen, gehst du über den schwankenden Steg, der die Ufer des Weihers verbindet, aber jetzt löst sich die Stille. Du hörst die ernteschweren Heuwagen knarren und das Lachen eines Liebespaares, die junge Kunststudentin aus Minsk hat den Tag im Bilde festgehalten, du aber wirst ihn im Gedächtnis bewahren.

Helmut Zemke (Text)
Volker Hohlfeld (Bild)

Es ist nicht weit von Matjora nach Sosnowka, dem Schauplatz der neuen Erzählung von Valentin Rasputin „Der Brand". Sie erinnern sich gewiß noch an das Inseldorf Matjora in Rasputins gleichnamigem Roman, das einem Stausee weichen mußte. Erst unlängst sahen wir hier den nach dieser dramatischen Geschichte gedrehten außergewöhnlichen Film des Regisseurs Elem Klimow. In gewisser Weise setzt unser Autor nun seine Saga vom versunkenen Matjora fort.

Die Bewohner des einstigen Inseldorfes versuchen, in ihrer neuen Heimat Sosnowka festen Fuß zu fassen, erkennen aber schon bald, daß diese Waldarbeitersiedlung nur ein Provisorium sein kann. Der Kahlschlag des Waldes durch den dort stationierten Holzgewinnungsbetrieb, in dem die meisten von ihnen arbeiten, würde schon bald eine erneute Umsiedlung notwendig machen. Als im Vorratslager Sosnowkas ein verheerender Brand ausbricht, werden die Folgen solcher Entwurzelung offenbar: schwindendes Gemeinschaftsgefühl, brüchige Arbeits- und Lebensmoral, mangelnder Rechts- und Ordnungssinn. Ein Extremfall, eine Überspitzung, möchte man meinen. Rasputin sieht indes Anzeichen einer dem Sozialismus fremden, schädlichen Entwicklung, die ihm, wie übrigens auch anderen sowjetischen Schriftstellern, Ergebnis fehlerhaften Wirtschaftens und vernachlässigter Erziehung zu sein scheinen. Nach Rasputins eigener Aussage hätten die Schriftsteller die Pflicht, wo sich Gefahren für den Zustand und die Weiterentwicklung der sozialistischen Gesellschaft bemerkbar machen, diese rechtzeitig zu signalisieren. Die Leser in der Sowjetunion verfolgen mit Aufmerksamkeit das Wort ihrer Schriftsteller, dessen Wahrheitsgehalt sie an der Wirklichkeit ihres gesellschaftlichen und persönlichen Lebens selbst überprüfen können. Die neue Erzählung Valentin Rasputins, so urteilt die sowjetische Kritik, zeigt, ungeachtet mancher künstlerischer Schwächen, „das philosophische Nachdenken und die sozialen Verallgemeinerungen an einem neuen Wendepunkt der Geschichte". Als ein solches Nachdenken wird auch das Leserpublikum in der DDR Rasputins neue Erzählung verstehen. Der erst vor kurzem 50 Jahre alt gewordene Schriftsteller erhielt jetzt den Staatspreis der UdSSR.

FREIE WELT veröffentlicht an dieser Stelle einen auszugsweisen Vorabdruck aus dem von Erich Ahrndt übersetzten und beim Verlag Volk und Welt Berlin demnächst erscheinenden Buch.

Helmut Zemke

Auch früher schon hatte Iwan Petrowitsch gefühlt, es ging mit seinen Kräften zu Ende, aber noch nie so sehr, daß er dachte: Jetzt bist du am Nullpunkt. Er fuhr den Wagen in die Garage, trat durch den freien Durchgang auf die Straße, und zum erstenmal lag der Heimweg von der Garage, den er zwanzig Jahre lang nicht bemerkt hatte, wie man als Gesunder das eigene Atmen nicht bemerkt, zum erstenmal lag dieser lächerlich kurze Weg in seiner ganzen Länge vor ihm, wo für jeden Meter ein Schritt und für jeden Schritt Kraft nötig war. Nein, die Beine wollten nicht mehr, nicht mal nach Hause... Es war ein milder, stiller Abend. Nachdem es tagsüber schon viel wärmer geworden war, gab es auch jetzt keinen Frost mehr. Sogar auf der festen Straße blieben tiefe Fußspuren im nassen Schnee; immer noch rannen Tauwasserbäche glucksend bergab. In der zu reinem Blau verdichteten samtigen Dämmerung schien bei diesem Frühlingstauwetter alles ringsum überschwemmt oder heillos in Nässe zu schwimmen, nur die Angara, deren Schneedecke weißer und reiner war, sah von weitem wie festes Ufer aus.

Iwan Petrowitsch langte endlich zu Hause an – ohne zu wissen, ob er unterwegs stehengeblieben war oder mit jemandem gesprochen hatte, ohne die gewohnten Schmerzen, bei denen etwas in ihm stockte oder rebellierte –, ging am verwüsteten Vorgarten vorbei und schloß die Pforte hinter sich. Aus dem Stall hinten auf dem Hof war Aljonas Stimme zu hören, sie redete dem Einmonatskalb begütigend zu. Iwan Petrowitsch zog im Vorraum die schmutzigen Stiefel aus, zwang sich zum Waschen, ließ es aber sein und sank in der Diele auf die Bank an der großen, warmen Seite des russischen Ofens. Das hier ist jetzt mein Platz, dachte er und horchte, ob Aljona käme: Ihn quälte der Gedanke, zum Abendbrot aufstehen zu müssen. Aljona würde keine Ruhe geben, bis er gegessen hätte. Dabei hatte er so wenig Lust aufzustehen! Zu nichts hatte er Lust. Wie im Grab.

Aljona kam herein, wunderte sich, daß er herumlag, und fragte ihn besorgt, ob er krank sei. Nein, krank sei er nicht. Nur müde. Während sie ihm etwas erzählte, ohne daß er zuhörte, deckte sie den Tisch. Iwan Petrowitsch bat um Aufschub. Er lag da und brabbelte träge und grundlos, als sei das gar nicht ihm eingefallen, die auf unerklärliche Weise miteinander verbundenen Wörter März und Schmerz, vor sich hin. Etwas hatten sie über den Klang hinaus gemeinsam. Ja doch, er mußte den März überwinden, mit letzter Kraft diese letzte Woche bewältigen.

In diesem Moment drangen Rufe zu ihm: „Feuer! Die Lagerhallen brennen!"

Iwan Petrowitsch war so taumelig und benommen, daß er glaubte, er sei es, der rief. Doch da stürzte Aljona herbei.

„Hörst du, Iwan? Hörst du? Ach du! Und du hast nichts gegessen."

Die Lagerhäuser der Arbeiterversorgung waren wie ein großes L angeordnet, mit dem langen Ende längs der Angara oder, wie es jetzt richtiger heißt, am Wasser, während das kurze rechts auf die Untere Straße stieß – als ob der gewichtige Buchstabe nicht aufrecht stünde, sondern läge, von oben aus der Siedlung gesehen. Die beiden offenen Flanken schützte natürlich ein dichter Zaun. In diese Warenburg führten zwei Wege von der Straße: eine breite Toreinfahrt für Autos und daneben ein Durchgang für Befugte. Rechts von der Einfahrt und näher zu den Lagerhäusern stand, genau eingepaßt und halb aus der Zaunflucht hervortretend, ein Laden, der grün angestrichen und mit großen Fenstern fröhlich auf die Straße sah und einen gemeinsamen Eingang zu seinen beiden Hälften hatte – der Lebensmittel- und der Industriewarenabteilung.

Iwan Petrowitsch umlief den Zaun und ging durch das breite, jetzt weit aufgestoßene Tor langsam ins Hofinnere, um zu sehen, was vor sich ging.

Ausgebrochen war das Feuer allem Anschein nach an der Ecke oder nicht weit von der Ecke, wo die Lagerhäuser nach zwei Seiten auseinandergingen und sich in ein längeres und ein kürzeres Ende teilten...

Als Iwan Petrowitsch im Zickzack schräg über den erleuchteten Hof ging und nicht wußte, wohin, bildeten sich an zwei Stellen gerade Gruppen: eine rollte am rechten Brandherd Motorräder von einer Palette, die zweite, die aus vier, fünf Männern bestand, trug auf der anderen Seite in der Mitte der längeren Gebäudereihe das Dach ab, um das Feuer oben aufzuhalten. Oben führte Afonja Bronnikow das Kommando. Beim Näherkommen hörte Iwan Petrowitsch, wie er jemandem befahl, vom Dach zu klettern und eine Brechstange oder zur Not ein Stück Eisen zu suchen, das als Stemmeisen zu gebrauchen war. Iwan Petrowitsch wurde sofort leichter ums Herz: Gut, daß Afonja da war. Noch ein Zuverlässiger kämpfte hier oben – der Traktorist Semjon Kolzow, ein Zugereister zwar, aber Iwan Petrowitsch hatte schon mit ihm gearbeitet und wußte, auf den ist Verlaß.

Als Afonja das Beil in Iwan Petrowitschs Hand sah, rief er erfreut: „Na also, wenigstens einer ist so schlau! Die andern kommen zum Feuer gerannt wie zu Tisch – mit leeren Händen."

Iwan Petrowitsch wurde nochmals klar: Ein verwegener Kerl war dieser Afonja, einer von ihnen, ein Junge aus dem alten, jetzt überfluteten Dorf, aber schon längst kein Junge mehr – ein Mann.

Ungemütlich und unordentlich, weder städtisch noch dörflich – biwakartig war diese Siedlung, als hätten sie wie Nomaden auf ihrem Zug von Ort zu Ort hier haltgemacht, um das schlechte Wetter abzuwarten, und wären hängengeblieben. Doch nur auf Abruf – bis das Kommando zum Aufbruch käme – und darum, ohne Wurzeln zu schlagen, ohne sich schöner oder im Hinblick auf Kinder und Enkel bequemer einzurichten, sondern nur, um den Sommer über hier zu leben, und danach, um zu überwintern. Die Kinder waren unterdessen geboren worden und aufgewachsen und schafften sich nun selber Kinder an, mit dem lebenden Biwak vermehrte sich auch das andere, in das sie für alle Zeit aufgebrochen waren – und das war immer noch wie ein Zwischenaufenthalt, wie eine zeitweilige Bleibe, die man nicht heute oder morgen verläßt. Wenn Iwan Petrowitsch nachts das Kraftwerk, die rund um die Uhr stampfende Maschine hörte, kam es ihm vor, als hielte sich die Siedlung in ständiger Bereitschaft, weil sie den Motor nicht drosselte...

Wenn man schon die Riegel abriß, hätte man es früher tun sollen. Als Iwan Petrowitsch in das letzte Lebensmittellager rechts eilte, stand dort alles in hellen Flammen. Über der rissigen Decke tobte beängstigend mächtiges, vielstimmiges Geheul; an der Eckwand waren an einem Ende ein paar Deckenbalken herabgestürzt, und in der Lücke stieß das Feuer mit wütendem Gepuff ins Leere. An der Ecke brannte die Wand von oben bis unten, an sie heranzukommen war unmöglich, die übrigen Wände qualmten schon; wo die Decke noch hielt, fegte das Feuer streifig durch die Risse und sprühte knisternd Funken. Alles war bis zum äußersten erhitzt und konnte jeden Moment in Flammen aufgehen. Außer nach Rauchgas roch es nach geschmortem Fleisch und nach etwas Bitterem und Scharfem, Eßbarem, das solche Erhitzung nicht vertrug.

Iwan Petrowitsch war hier früher nie hereingekommen und staunte nun mit aller Verwunderung, die er noch aufbrachte, über diese Fülle... Also gab es das, gab es das doch! Wo ging denn das alles hin? Wirklich nur auf die Verpflegungsstellen der Holzfäller? Das konnte man jemand anderem erzählen – als ob er nicht in solchen Verpflegungsstellen gesessen hätte und nicht wüßte, was es dort wirklich gab und was nur im Traum!... Iwan Petrowitsch hüllte sich in die Wattejacke und trippelte vor Hitze, während er schleimig-glitschige Wurstringe, die sich schon zusammenzogen, zur Tür hinauswarf. Draußen hob sie jemand auf und trug sie weg, Iwan Petrowitsch sah nur die hin- und herrennenden Beine in Segeltuchstiefeln. Neben ihm waren auch Leute, aber wer, konnte er

Bürger Moralprediger

Valentin Rasputin

nicht erkennen; von Zeit zu Zeit stießen welche zusammen und prallten zurück – die Hitze wurde immer unerträglicher, das Feuer drang an der Decke und den Wänden rasch nach links vor, die Augen tränten, es kratzte im Hals, selbst der Rauch, den man atmen mußte, schien zu brennen. Etwas zischte laut wie in einer Bratpfanne, etwas detonierte granatengleich; ein weiterer Deckenbalken brach oben an einem angekohlten Ende ab, baumelte feuersprühend und brach auch mit dem anderen ab. Es war Zeit, sich zurückzuziehen…

Niemand löschte mehr, wie es aussah – das hatte man aufgegeben und schleppte nur heraus, was noch herauszuschleppen war. Nein, die Industriewarenlager waren nicht zu retten: Das Feuer hatte dort mit sattem und mächtigem Getöse in breiter Front die Mitte erreicht und drang weiter vor. Der Dachschiefer zerplatzte durch die Hitze, daß die Splitter knallend nach allen Seiten flogen, so wie Nüsse in einer erhitzten Bratpfanne springen und knallen. Auch Glutstückchen sausten umher. Sich in der Nähe aufzuhalten war gefährlich, einer der Männer verjagte daher mit Gebrüll die Kinder, die vor seinen fuchtelnden Armen ausrissen, aber wie wahnsinnig mit weit aufgerissenen Augen wieder zurückdrängten, vom Feuer gleichsam magnetisiert. Iwan Petrowitsch versuchte unter den Gestalten, die über den Hof jagten und immer noch Sachen herausschleppten und weiter fort schafften, Aljona zu erspähen – sie war nirgends zu sehen. Der Haufen geborgenen Guts wuchs. Inzwischen war man zum Haushaltswarenlager vorgedrungen; Sensen, Töpfe und Geschirr klirrten, Eisenblech krachte. Großer Gott, mußte das, gerade das denn gerettet werden?…

Im letzten Lager, dem Mehllager, waren nicht nur Mehl und Nährmittel, sondern auch Zucker gespeichert. Unter Mehl und Graupen gab er sich vornehm: Während sie wahllos in Säcken auf den Boden geworfen und grau bestäubt waren, hatte man für den Zucker linkerhand eine Auflage gezimmert und Segeltuch darüber gebreitet. Auch die Säcke, in denen er war, fielen durch Reinlichkeit und saubere Nähte auf und waren akkurat gelagert. Als hätten nicht Einheimische sie geschleppt und hergepackt, sondern eine aus dem Ausland geholte Brigade.

Gewohnt, zuerst das Schwere anzupacken, steuerte Iwan Petrowitsch automatisch auf den Zucker zu. Aber Afonja Bronnikow hielt ihn zurück.

„Los, Iwan Petrowitsch, zum Mehl. Das alles ist…“ Er winkte wieder ab, wie schon im anderen Lager!

Hier war es wenigstens nicht so heiß. Doch Eile tat auch hier not, vom Feuer trennte sie nur noch eine halbgeleerte Halle. Der riesige, unförmige Haufen oder Stapel Mehlsäcke türmte sich fast doppelt mannshoch. Zwei Mann würden daran bis zum nächsten Brand zu schleppen haben. Iwan Petrowitsch ließ sich von der Arbeit nicht bange machen, jetzt war nicht die Zeit zum Schätzen und Rechnen, sondern lud sich den erstbesten Sack auf, ohne zu überlegen, weshalb man ihn wohl ausgesondert hatte, und versank in Mehl. Der Sack war an der Naht geplatzt. Iwan Petrowitsch hatte ihn sich mit der klaffenden Seite auf die Schulter geworfen und war mit einem Schlag weiß, Mehl verklebte ihm den Mund, rieselte ihm in den Kragen. Afonja konnte sich nicht beherrschen und brach in herzhaftes, polterndes Gelächter aus:

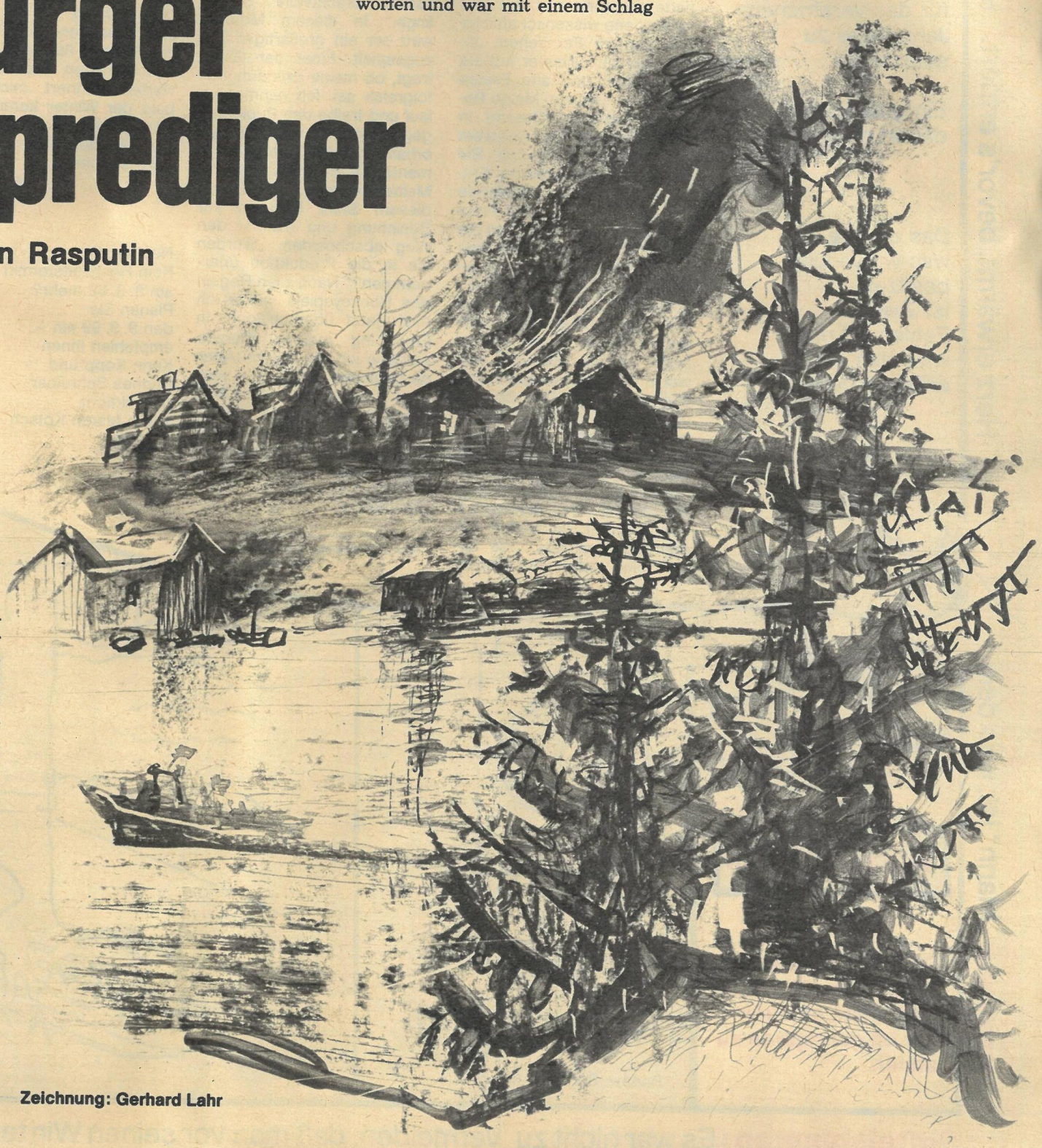
„Jetzt in die Angara, Iwan Petrowitsch, hinterher ans Feuer – und die Pirogge ist fertig.“

Iwan Petrowitsch klopfte sich ab und spuckte, machte seinem Ärger Luft. Aber es war auch vernünftig, daß er sagte: „Statt zu lachen, überleg dir lieber, daß wir beide hier nicht soviel rausschleppen wie der Vogel aufm Schwanz. Das reicht nicht für einmal Backen. Wo sind die anderen?“

„Der Chef wollte welche zusammentrommeln.“

„Das hat er doch längst vergessen, dein Chef! Den haben sie irgendwo hingeholt, und damit hat sich's. Der

Fortsetzung auf Seite 41



Zeichnung: Gerhard Lahr

Gipsurlaub: Die zwei größten Tyrannen der

Herz erwärmt, bevor's erfriert. Georg Kreisler

Pünktlichkeit ist
eine Zier,
doch später
kommt man ohne ihr.
berlinerisch

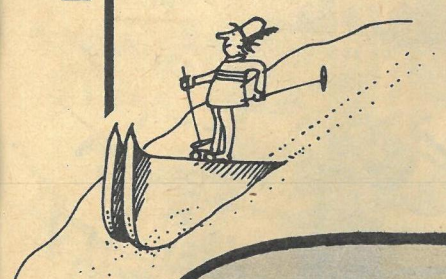
Die Uhr muß Herr im
Hause sein. deutsch

Langsam vergeht die
Stunde, doch
schnell die Jahre.
lateinisch

Es ist keine Kunst,
für das verstrichene
Jahr Pläne zu
schmieden. sorbisch

Ein gutes Jahr,
dauert nicht lange.
altdeutsch

Das einzige,
was wir wirklich
besitzen,
ist Zeit.
Fehlen tut uns,
was man damit
anfangen könnte.
Joseph Heller



Die Frauen verdrängen die feminisierten Männer immer stärker von ihrem Territorium. Eine Position versuchen die letzteren noch verzweifelt zu halten: das ist Hockey. Das spielen nur richtige Männer.

Nelli Ossipowa

FRAUENHOCKEY

Eine Behauptung. Wer erinnert sich schon noch daran, was ein richtiger Mann ist! Hockey ist eher ein weiblicher Sport, behaupte ich:
Anfang September war ich bei einer alten Bekannten zu Besuch, die ich 15 Jahre nicht gesehen hatte. Sie war schon immer ebenso außergewöhnlich klug wie häßlich. Sie besitzt den Verstand eines Mannes, sagten die Frauen und mieden sie, weil sie sich durch ihre Gelehrsamkeit bedrückt fühlten. Geheiratet hatte sie nicht. Dafür hatte sie promoviert und bald eine eigene wissenschaftliche Sendung im Fernsehen. Jedes Jahr zu Silvester lud sie Kolleginnen und alte Freundinnen zu sich ein. Meine Bekannte legte ihr Gesicht in Freudenfalten bei unserem Wiedersehen: „Ich hab Sie gar nicht gleich erkannt. Früher waren Sie eine strahlende Schönheit." So beginnt Frauenhockey. Sie will mich an die Bande drücken. Da kann man nichts machen. Ich starte einen Angriff, um sie ins Aus zu schicken. „Dafür haben Sie sich ganz und gar nicht verändert. Sogar in der Menge hätte ich Sie erkannt", antworte ich mit unwiderstehlichem Lächeln. Die Spielregeln werden streng eingehalten. Kompliment gegen Kompliment. Ihr Gesicht bedeckt sich mit roten Flecken. Meine Attacke war ein voller Erfolg. Gerade will ich mich entspannen, da holt sie erneut mit dem Schläger aus. „Sie haben mich sicher des öfteren in meiner Fernsehsendung gesehen. Deshalb fällt Ihnen die Veränderung nicht auf." Für einen Augenblick bin ich sprachlos. Der Pfiff bleibt aus. Ich lächele noch strahlender und versetze ihr mit einer gezielten Bewegung des Ellenbogens einen Stoß. „Jammerschade. Aber ich habe Sie kein einziges Mal auf dem Bildschirm gesehen. Wir haben die letzten Jahre in Paris gelebt." Sie gleitet aufs Eis, streift im Fallen meinen Schlittschuh mit dem Schläger. Und ich stürze neben ihr hin. „Sie waren zu Hause? Haben als Hausfrau Ihren Mann umsorgt?" Langsam erhebe ich mich, mein ganzes Gewicht auf sie verlagernd: „Nicht nur den Mann, sondern auch meine Kinder. Wir haben prachtvolle Sprößlinge." In diesem Moment wird mir ein großartiger Paß zugespielt. Einer der Gäste fragt, ob meine Erfindung erfolgreich sei. Ich nehme Anlauf und treibe den Puck aufs gegnerische Tor zu. „Morgen erhalte ich die Urheberdokumente, für die dritte bereits." Meine Gegnerin kommt nach diesem Sturz langsam zur Besinnung und will mir den Weg abschneiden. „Wurden sie in die Produktion übernommen?" Nach allen Regeln des Hockeyspiels müßte ich mich jetzt überschlagen. In Erwartung meines Sturzes schließe ich die Augen. Aber da beginnen die Fans – pardon! – die Gäste – zum Aufbruch zu rüsten. Ich drücke meiner Bekannten lächelnd die Hand: „Bis zum Silvesterabend, meine Liebe..." Denn Frauenhockey ist ein Spiel ohne Ende.

Aus: „Literaturnaja gaseta", übersetzt von Adeline Thomas

Johannes Conrad

Öhrliches Jeständnis von Atze

Also nee!
Ick zum Bleistift: Wat soll ick mit Schnee?
Wat soll ick mit Jevatta Winta?
Vülleicht issa scheen n Stick hinta
die werten Miggelberge
bei die sieben Zwerge
und det Rotkäppchen mit ihre Oma!
Ick fiehl ma viel wohla, woma
wat trinken kann und Wärme hat,
also in eine jeheizte Stadt
und dort wieda off det Sofa
von mir, weil, ick bin kein Doofa
und ooch keen heiliga Bießa,
ick bin Jenießa
in meine freien Stunden,
die laß ick mir munden
und feire lieba Sülvesta
mit die Freundin von meine Schwesta
in meinem Zimma,
ick Schlimma!
Na ja: Wer hat, der hat!
Jetzt staunense, wat?
Ick ooch!
Hoch!

Der Frühling ist zu schade zum Studieren. Der Sommer macht mich flau, daß ich immer schlafen möchte. Der Herbst erinnert mich, daß bald der Winter kommt, und dann packe ich die Bücherkiste, um das Neue Jahr daheim zu feiern.
chinesisch

„Nun, Frau Kulke, funktioniert Ihre Kuckucksuhr wieder, nachdem sie in unserer Werkstatt repariert wurde?" „O ja. Zu jeder vollen Stunde öffnet sich die Klappe, der Kuckuck erscheint und erkundigt sich, wie spät es ist."
Aus: „Krokodil"

Neujahrstip:
Kein Hochzeitstermin
am 8. 8. 88 mehr?
Planen Sie
den 9. 9. 99 ein –
empfehlen Ihnen
Karin Kopp und
Hannes Schreiber
(Redaktion)
sowie Martin Kotsch
(Grafik)

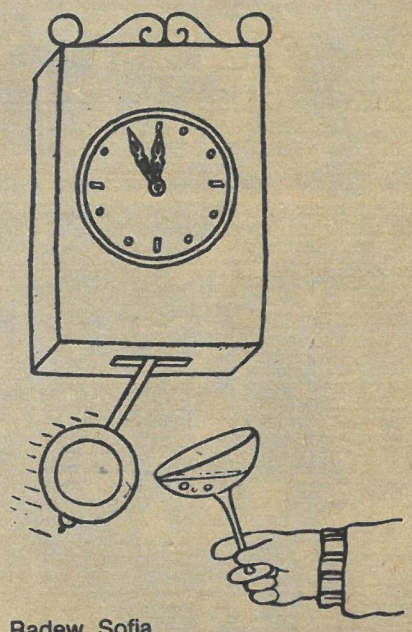
Dmitrijew, Moskau

Herzengel: „Mann" ist, was dein

21

Wochenspruch

Das schlimmste ist, wenn man glücklich lebt, ohne es auch nur im geringsten zu ahnen.



Radew, Sofia

Softeisblumen: Es war nicht zu vermeiden, daß man vor seinen Winterlandschaften kalte Füße

Erde: der Zufall und die Zeit Johann Gottfried Herder

Ich wünsche euch ein glücklich Johr,
'ne Brezel wie ein Scheunentor,
ein Lebkuchenstück wie 'ne Ofenplatt,
da werden auch alle Kinder satt.

Schmidt

Burgstett

Kaczmarczyk, Warschau

Georgiew, Sofia

Fuglewicz, Wroclaw

Steger

Burgstett

Steger

Tesler, Moskau

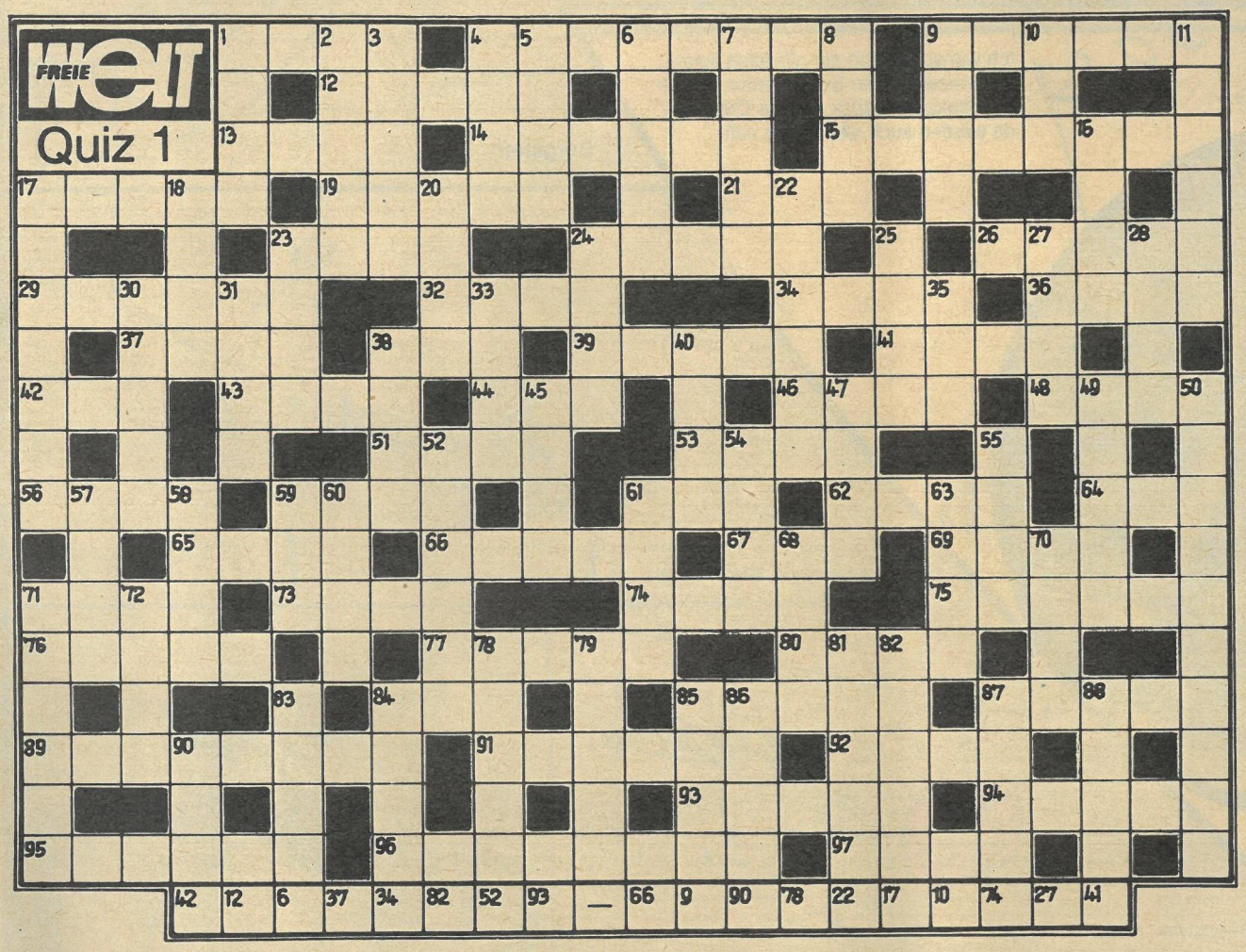
Knallrich, der Glücksraketenschneck von Burgstett

Kosobukin, Kiew

Spurmenschen: Das Original macht Fußtapfen. Die Nachahmer treten in diese Tapfen, aber schief. Wilhelm Raabe

bekam. Marcel Aymè

Ballgemeines: Schnee, der sich leicht ballen läßt, schmilzt bald. Jean Paul



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russisch-sowjetischer Maler und Grafiker (1886–1958), 4. russischer Schriftsteller (1799–1837), 9. sowjetischer Pianist von Weltruf (1907–1974), 12. Hausvorbau, 13. Insektenlarve, 14. Preisnachlaß, 15. Sammelname für einige Nitrate, 17. Kurort an der Südküste der Krim, 19. Schmelz, Glasfluß, 21. Titelgestalt eines Jugendbuches von Alex Wedding, 23. Stadt im Gebiet Orenburg, 24. Aufmachung, hinter der nichts steckt, 26. im Altertum sagenhafte Insel im hohen Norden, 29. Berg im Kaukasus, 32. Spielkartenfarbe (franz. Blatt), 34. Titel eines Romans von E. Zola, 36. Hauptstadt der VDR Jemen, 37. altes deutsches Landmaß verschiedener Größe, 38. ungarischer Revolutionär, Mitbegründer der KP Ungarns (1886–1939), 39. Hauptstadt von Marokko, 41. Gegenstand der Verehrung, 42. Niederschlag, 43. Planet, 44. Frauenstimmlage, 46. Vorzeichen, 48. Währungseinheit in Europa, 51. Schriftstück, 53. Strom in Sibirien, 56. Bauernhaus ohne Hofstätte (norddt.), 59. italienischer Maler (1575–1642), 61. Schwur, 62. im Feudalismus herrschende Klasse, 64. Ferment im Wiederkäuermagen, 65. Männername (Kurzf.), 66. Art und Weise, 67. Nebenfluß des Rheins, 69. Fluß in der Schweiz, 71. alte Bezeichnung für Landstreitkräfte, 73. Erfinder einer Verbrennungskraftmaschine, 74. unterer Teil der Lithosphäre, 75. Fenster- oder Türverschluß, 76. tschechischer Dichter und Sammler von Volksüberlieferungen (1811–1870), 77. Knoten oder Zierschlinge in Geweben und Garnen, 80. Schreibweise, 84. Lotterieschein, 85. Geschoß des Bogenschützen, 87. Kommandeur, Marschall der UdSSR (1897–1973), 89. Tierkunde, 91. belorussisch-sowjetischer Schriftsteller (1882–1942), 92. alte Einheit des Drucks, 93. englischer Physiker (1877–1945), 94. größtes sowjetisches Pionierlager, 95. weiser Berater, 96. durch Wüsten ziehende Reisegruppe, 97. wasserloses Flußtal in Nordafrika und im Vorderen Orient.

Senkrecht: 1. bei den alten Römern das personifizierte Gerücht, 2. gegerbte Tierhaut, 3. Stadt in Österreich (a. d. Donau), 4. italienischer Sänger und Komponist in Florenz (1561–1633), 5. europäisches Grenzgebirge, 6. französischer Filmautor und Filmregisseur (1898–1981), 7. männliches Haustier, 8. Sinnesorgan, 9. Nebenfluß der Saale, 10. Gedichtform, 11. DDR-Politiker (gest. 1982), 16. Gewerkschaftszeitung in der Sowjetunion, 17. Stadt an der Lena (RSFSR), 18. kultisches Gebot bei Naturvölkern, etwas zu meiden, 20. Kurzwort für ein Gerät zur Speicherung elektrischer Energie, 22. französischer Revolutionär (1759–1794), 23. Nebenfluß der Aller, 24. Kränkung, Beleidigung (veraltend), 25. Beingelenk, 27. Getreidestengel, 28. inhaltslos, 30. Nebenschlußwiderstand (Elektrotechn.), 31. Kletterpflanze, 33. phönikisch-kanaanische Liebesgöttin, 35. DDR-Nachrichtenagentur, 38. berühmter englischer Schauspieler (1789–1833), 40. eine der Kleinen Sundainseln, 45. Qual, seelischer Schmerz, 47. kraterförmige Senke, 49. algerischer, kommunistischer Journalist (geb. 1921), u. a. „Die Folter“, 50. sowjetischer Komponist (geb. 1904), 52. weitärmliges japanisches Gewand, 54. Stadt in den Niederlanden, 55. Gebirge in der UdSSR, 57. österreichischer Chemiker, Erfinder des Gasglühlichtes (gest. 1929), 58. Selbstachtung, 59. Kurzbezeichnung für eine brasilianische Hafenstadt, 60. Schwimmvogel, 61. Kamin, 63. englischer Adelstitel, 68. Nagetier, 70. Fluß in Italien, 71. russischer Philosoph und Schriftsteller (1812–1870), 72. Fluß in Spanien, 78. Männername, 79. russ. Pionier der Funktechnik (1859–1906), 81. sowjetischer Kosmonaut, 82. Frauenname, 83. Stadt in Nordungarn, 84. Schiffsschaden, 85. Vorhaben, 86. Abschrägung einer scharfen Kante, 87. Verwaltungseinheit in der UdSSR, 88. Einkaufsbehältnis, 90. Senkblei.

Das Lesen steht auch auf der Beliebtheitsskala der Freizeitbeschäftigungen der sowjetischen Menschen an vorderster Stelle. Bereits die Kinder und Jugendlichen greifen zu Büchern, Zeitungen oder Zeitschriften, die altersgerecht aufgemacht sind, ihren Lesern Spaß und Freude bringen sowie viel Wissenswertes vermitteln. Die Lösung unseres Quiz ergibt diesmal den Namen einer der beliebten Kinder- und Jugendzeitschriften in der Sowjetunion.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 1 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 20. Januar 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 4/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Vom Kern zum Wort

1. finnisches Nationalepos, 2. Hafenstadt im Nordosten Schottlands, 3. Stadt an der mittleren Wolga im Gebiet Saratow, 4. französischer Naturwissenschaftler und Philosoph (1717–1783), 5. Halbinsel im Nordosten Kanadas, 6. Stadt am Nordwestrand des Thüringer Waldes, 7. Gattung rosettenförmiger Wiesenstauden, 8. größte sowjetische Insel im Stillen Ozean, 9. Sportboot mit Stechpaddeln, 10. in der Malerei Farbe der menschlichen Haut.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben – von oben nach unten gelesen – den Namen eines sowjetischen Komponisten (geb. 1904), der u. a. die Oper „Colas Breugnon“ schuf.

1	A	L	E				
2				D	E	E	
3	A	L	A				
4	L	E	M				
5			R	A	D		
6		S	E	N			
7		G	E	R			
8				A	L	I	
9	A	N	A				
10		K	A	R			

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

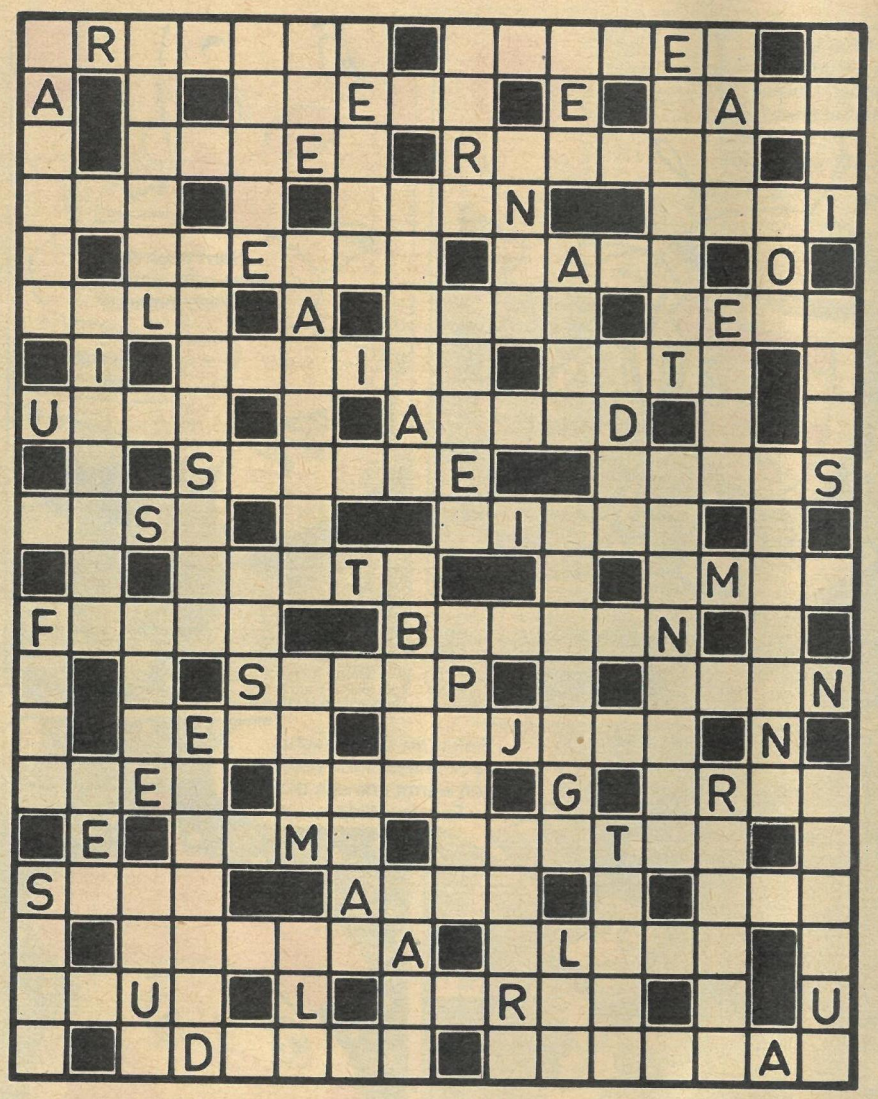
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabilnski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

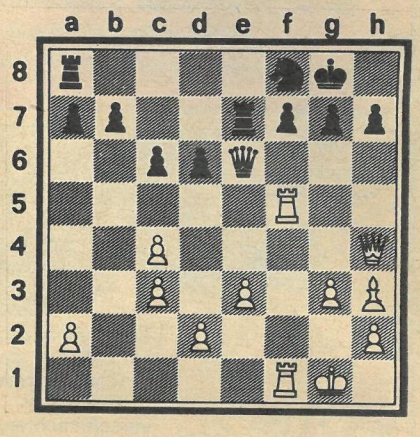
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



wegen, 44. ungarischer Männername, 45. Speisefisch, 46. höckerloses Kamel der Andenländer, 47. Gestalt aus „Der Bettelstudent“, 48. Nachrichtenagentur der Sowjetunion, 49. Stadt in Oberitalien, 50. Grundbestandteil, 51. Rechtsmittel des Staatsanwalts in der DDR, 52. Schiefer, Fels, 53. Schneidwerkzeug, 54. im Rennsport Wette mit ungleichen Einsätzen, 55. Meerrettich (österr.), 56. chinesische Stadt in der Provinz Shansi, 57. kurzer Filmabschnitt, der eine Dialogeinheit bildet, 58. Landschaftsform, 59. Musikzeichen, 60. niederländischer Grenzort, 61. Einbringung landwirtschaftlicher Erzeugnisse, 62. Göttin der Jugend (nord. Mythol.), 63. Schiffsliegeplatz vor dem Hafen, 64. Volk in Nordwesteuropa, 65. starke Bretter, 66. Schmuckbehältnis, 67. alte Kettentanzform, 68. Hilfsmaßstab an Längenmeßgeräten, 69. Tier- und Pflanzenprodukt, 70. Weißei, 71. Gattung lyrisch-epischer Dichtungen, 72. Sportkleidung (ß = ss), 73. Rechtsgelehrter des Islam, 74. Studienhalbjahr, 75. fetter, zäher Boden, 76. Buchdecke, 77. Wäldchen (dichter.), 78. Wickelgewand der indischen Frauen, 79. tschechischer Komponist und Geiger (1874–1935), 80. französisch: nein, 81. persische Rohrflöte, 82. Korbblütler, 83. Hauptstadt der Philippinen, 84. Heringsfisch, 85. im Altertum Stadt in Mesopotamien, 86. chemisches Element, Metall.

28. Lg2! Zum Textzug meinte Kasparow: „28. c5 hätte einen gewinnträchtigen Freibauern eingebracht“) **28. ... cd 29. cd T3e7** (erzwungene Maßnahme; der Schluß geschieht in beiderseitigem Zeitnottempo) **30. Tfb1 h5 31. a4 g5 32. Lf5 Kg7 33. a5 Kf6 34. Ld3 T:b7** (34. ... Te3? 35. Tf1+) **35. T:b7 Te3 36. Lb5 T:c3 37. T:a7 Sg6 38. Td7 Se5 39. T:d6 Kf5 40. a6 Ta3 41. Td8** (der Abgabezug) **Schwarz gab auf,** ohne die Hängepartie wiederaufzunehmen; denn sowohl 41. ... Ke4 42. d6 Sf3+ 43. Kf2 Ta2+ 44. Le2 als auch 41. ... Ta2 42. Taf8+ Ke4 43. d6 Sf3+ 44. T:f3 K:f3 45. d7 Tg2+ (45. ... Ta1+ 46. Lf1) 46. Kf1 Tc2 Le2+! ist aussichtslos. Anatoli Karpow nahm darauf die erste Auszeit und – gewann die 5. Partie.



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Sauberkeit, 2. Staat im Westen Afrikas, 3. Knolle mancher Orchideen, 4. altrömischer Kaiser, 5. Kosmos, 6. Froschlurch, 7. Titelgestalt bei Shakespeare, 8. Teil des Bruches (Mathe.), 9. Küchenutensil, 10. Siegerin, 11. Lebenshauch, 12. Freundin Till Eulenspiegels, 13. Männername, 14. Farbabstreicher an Druckmaschinen, 15. fester Scheunenboden, 16. Entwicklungsrichtung, 17. Besucher, 18. Quellnymphe (griech. Sage), 19. Grundstellung des Zeigers bei Meßapparaten, 20. Teil des Wiederkäuermagens, 21. Singvogel, 22. chemisches Element, Edelgas, 23. russischer Frauenname, 24. Lotterieschein, 25. Teilzahlungsbetrag, 26. Göttin der Blüten (röm. Mythol.), 27. Gestalt aus „Nabucco“, 28. Vogelbau, 29. leichter Damenschuh, 30. Zeitungsfalschmeldung, 31. Elch, 32. Frauenname, 33. rätselhafter Ausspruch, 34. Hülsenfrucht, 35. Wanderpause, 36. norwegischer Sprachforscher und Dichter (19. Jh.), 37. latein.: Fläche, 38. Binnengewässer, 39. dicker Saft, 40. Bezeichnung, 41. kleine Dummheit, 42. Gedanke, Idee, 43. Landschaft in Mittelnor-

Schach

Erste Auszeit
In der „englisch“ eröffneten 4. Partie des IV. WM-Duells Kasparow–Karpow in Sevilla spielte der Exweltmeister nach **1. c4 Sf6 2. Se3 e5 3. sf3 Sc6 4. g3 Lb4** gleichsam die Moskauer Variante im Sizilianer, jedoch mit vertauschten Farben (3. Lb5). Derartige Spielanfänge sind heute in Mode. Doch Karpow hatte mit Neuerungen diesmal kein Glück. Nach 22. Lh3! Sf8 stand die Diagrammstellung auf dem Brett. Es geschah: **23. T5f3!** (das einfachste) **23. ... De5 24. d4 De4 25. d:e4 T:e4 26. T:f7 T:e3 27. d5!** (das stärkste) **27. ... Tae8 28. T:b7** (27. ... cd

Einer fehlt

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle ein Buchstabe so auszutauschen, daß neue Wörter entstehen:
Ekel – Lire – Tip – Ora – Tema – Rabe – Tran – Aton – Liter – Kute.

Die neuen Buchstaben ergeben – fortlaufend gelesen – eine Stadt am Südhang des Harzes.

Geschütteltes

Werden Kroki, Ren und Zehe
verbunden und dann geschüttelt,
hat man ein Utensil
zum Flaschenöffnen ermittelt.

Auflösungen aus Heft 26/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Kutusow (29), Bolero (14), Aul (10), Artel (6), Ahn (1), Nut (38), Alant (2), Dee (16), Einem (17), netto (36), Tee (49), Anke (4), Aster (7), Test (51), Mime (33), Rehe (41), Anni (5), Etage (21), Noll (37), Sir (48), Trotz (54), Leite (31), Ket (27), Beige (12), Erö (20), Ire (26), Hebel (23), Ria (44), Relais (42), Trester (53).
Senkrecht: Krake (28), Titan (52), Salam (45), Waran (55), Blatt (13), London (32), Renette (43), Attest (8), Nest (35), Ionen (24), Elemi (18), Dame (15), Set (47), Erg (19), Reed (40), Tenne (50), Salut (46), Auster (11), Narkose (34), Alte (3), Attika (9), Obers (39), Zitat (56), Lehne (30), Irbit (25), Euler (22).

Wabenleiste: 1. Pendel, 2. Staupe, 3. Peseta, 4. Seiler, 5. Segeln, 6. Reseda. – Lupine.

Rätselpyramide: 1. No, 2. Ona, 3. Arno, 4. Notar, 5. Ration, 6. Trianon.
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Argus, 2. Arbeiter, 4. Motel, 5. Mire, 6. Senator, 8. Kette, 9. Reiten, 11. Radeberg, 13. Baumwolle, 15. Krise, 16. Marstall, 17. Anlage, 19. Lache, 20. Tegel, 21. Sahara, 22. Vorteil.
Senkrecht: 1. Arkose, 2. Artel, 3. Termite, 4. Motor, 7. Najade, 8. Kettenbaum, 10. Ralle, 11. Rakel, 12. Bergkristall, 14. WOLPRYLA, 16. Marchesa, 17. Angel, 18. Gegenteil, 20. Tera.
Geschütteltes: Nora – Arno.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 23) aus Heft 24/1987

Waagerecht: 1. Oktoberrevolution, 10. ORWO, 11. Aprilthesen, 16. Aleel, 19. Milan, 21. Dill, 22. Livre, 23. Slawe, 26. Edel, 28. Calais, 30. Ines, 33. Smolensk, 36. Eis, 37. Petrograd, 40. Ido, 42. Uta, 43. Art, 44. Aal, 45. Laue, 46. Nonne, 48. Lenau, 50. Eins, 52. Jena, 54. Arber, 56. Uralsk, 58. Paris, 59. Narr, 60. Lear, 61. Betel, 63. Store, 66. Plan, 68. Mir, 69. Era, 71. Att, 72. Nan, 73. Leningrad, 76. Rai, 77. Strapaze, 80. Eger, 81. Selene, 83. Agio, 84. Sesam, 87. Mimik, 88. Mach, 90. Trara, 92. Torte, 93. Bolschewiki, 95. Watt, 96. Dnepr, 97. Oberbau, 98. Tatta, 99. iga.
Senkrecht: 1. Opal, 2. Turn, 3. Bild, 4. Ruhla, 5. Eos, 6. Ornis, 7. Talent, 8. Noll, 9. Lwow, 12. Paul, 13. Tick, 14. Eller, 15. Elis, 16. Ariel, 17. Esso, 18. Lenin, 19. Meson, 20. Ilm, 24. agra, 25. Ende, 27. Enter, 29. Aitel, 31. Erker, 33. Opera, 34. Euler, 35. San, 37. Pas, 38. Glast, 39. Aurora, 41. Doxale, 43. Aura, 44. Anke, 47. Nanni, 49. Auer, 51. Isba, 52. Jalta, 53. Niska, 55. Brigg, 57. Areal, 58. Petra, 60. Lid, 62. Tat, 64. Onegasee, 65. Endokarp, 66. Plus, 67. Anis, 68. Marie, 70. Riems, 74. Nemo, 75. Remter, 76. Reko. 77. Sech, 78. Park, 79. Zar, 81. Sibiu, 82. Nacht, 85. Elan, 86. Atto, 89. Hera, 90. Tipi, 91. Aida, 94. Lot.
Lösung: Alle Macht den Sowjets

Es gewannen:
1. Preis:
100.00 M Christina Reinhold, Schönebeck, 3300
2. Preis:
75.00 M Ruth Storm, Görlitz, 8900
3. Preis:
50.00 M Wolfgang Augst, Wehrsdorf, 8606
4.–8. Preis:
je 25.00 M Hilde Barth, Wurzen, 7250; Thie, Cainsdorf, 9505; Hans Wilde, Johanngeorgenstadt, 9438; Rosalinde Schwarzer, Potsdam, 1590; Ruth Küberling, Bernburg, 4350.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit“ Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft“ in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft“ und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 4

Hallo, Kinder. Ich nähere mich meinem nächsten Weltraum-Ziel: dem Tierkreiszeichen des Widders!

Die ungewöhnlichen Reiseabenteuer eines lustigen, pfiffigen Pfannkuchens – erdacht und gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

1
Oh, diese Glut! Und ringsum kein Baum, der Schatten spendet! Überall nur stachlige Kakteen!

2
Narrt mich die Hitze oder ruft dort wirklich jemand?
Bäh! Bäh! Bääähhh!

3
Hilf mir! Ich ersticke in meiner Wolle!
Du kleiner Naseweis! Warte, bis die Nacht hereinbricht. Dann wirst du merken, daß wir ihn nicht aus Spaß leiden lassen…
Schämt ihr euch nicht? Laßt den armen Widder in seinem Fell schier verschmachten!

4
Siehst du, wenn nachts die Schneestürme toben, dann wärmt uns das dicke Fell des Widders.

5
Da weiß ich was Besseres!

6
Welch eine Erleichterung! Ich danke dir, kleiner Pfannkuchen!

7
Unglücklicher, was hast du angestellt?! Wer wird uns nun in den eisigen Nächten wärmen?

8
Nach dem Scheren wird die Wolle gesponnen, auf ein Knäuel gewickelt und gestrickt.

9
Nun braucht der Widder nicht mehr zu schwitzen und ihr nicht zu frieren…

10

Bürger Moralprediger

Fortsetzung von Seite 35

hat seinen Kopf heut zu Hause gelassen."
Afonjas Kampfstellung verriet, daß er drauf und dran war, jeden beim Schlawittchen zu packen und herzukatapultieren. Er ging.
Iwan Petrowitsch blieb mit dem Sack auf dem Buckel in der Tür stehen. Wohin damit? Bis zum Tor war's weit, und ihn durchs Tor hinauszutragen, hieße einen Weg zu bahnen, der niemandem nützte. Nebenan war der Zaun, aber der stand noch, schützte vor Leuten, die auf alle die Sachen, die hier im Schnee und Schmutz verstreut lagen, scharf waren. Trotzdem mußte er den Zaun niederreißen. Plötzlich durchzuckte es ihn: Wo war denn das Beil? Wo war das Beil, das er von zu Hause mitgenommen und mit dem er das Dach abgeschlagen hatte? Wo hatte er das fallen gelassen? Iwan Petrowitsch wollte schon zum Feuer preschen, da besann er sich, daß ihm im letzten Lager beim Hinausrollen des Öls das Beil im Wege gewesen wäre, er es also vorher irgendwo hingelegt hatte; war es verbrannt? Das Beil, das er jetzt für den Zaun nötiger brauchte als Hände, war verbrannt. Er hatte ein Werkzeug aus dem Haus getragen und verkommen lassen.
Wieder fiel ihm Aljona ein, und die aufblitzende Erinnerung an seine Frau war voll Besorgnis: Wenn das dumme Ding sich bloß nicht zu nahe heranwagte. Merkwürdig, zwischen ihnen schien jetzt eine große Distanz zu sein. Offenbar wurde solche Entfernung mit anderen, unbekannten Schritten gemessen, die er noch nicht gegangen war.
Ehe er davoneilte, sah er noch einmal zu dem Lager, aus dem Afonja ihn herausgeholt hatte: Dort schlüpfte schon niemand mehr durch die Türöffnung ein und aus, man warf jetzt die letzten Dosen und Gläser durch einen vordringenden gemusterten Flammenschleier. Wieviel Verwegenheit, wieviel besessenes Draufgängertum gehörte dazu, um es da drinnen auszuhalten! Vor der Tür vollführte jemand mit weißer Hasenfellmütze, der springend und hechtend das Herausgeworfene im Flug auffing, Kunststückchen, um die ein Zirkusmann ihn beneidet hätte. Fing es auf und warf es, ohne sich umzusehen, hinter sich. Nicht weit davon stand, rot beleuchtet, Bereichsleiter Wodnikow und sah ihm zu. Über der Mitte der Industriewarenlager schoß eine hohe Flamme empor und tauchte den ganzen Hof, auf dem alles reglos zu stehen und die Geschicklichkeit des Burschen mit der weißen Hasenfellmütze zu bewundern schien, in grelles Licht. Auch Wodnikow verharrte in Bewunderung. Die Flamme sank zusammen, und der Bereichsleiter rannte weiter, auch alle anderen pesten wieder herum.
In dem kurzen Moment, als der ganze Hof blitzartig erhellt wurde, sah Iwan Petrowitsch am Zaun, an einen Pfosten gelehnt, das Stampfholz, das Afonja auf dem Dach geschwungen hatte und das nun, wie bestellt, gerade herumstand, wo man es gebrauchen konnte. Er lief hin, hob es auf und wuchtete es neben dem Pfosten gegen die obere und untere Querlatte. Das Zaunfeld löste sich an einer Seite und gab über die ausgefahrene Straße den Blick auf den Gemüsegarten und das Badehäuschen des einarmigen Saweli frei, eines Alteingesessenen von der Angara. Iwan Petrowitsch schlug das andere Ende des Zaunfeldes ab, es stürzte um, und nun bekam er Hilfe. In dieser Nacht durfte man sich über gar nichts wundern, trotzdem konnte sich Iwan Petrowitsch eines Staunens nicht erwehren. Der Helfer war niemand anders als Saschka Neun von den zugereisten Archarowzern. Zu zweit hoben sie das umgebrochene Zaunfeld auf und schoben es die Böschung zur Straße hinunter. Besser hätte man es sich nicht ausdenken können: Heraus kam ein Bretterbelag, damit das Mehl nicht auf der Straße liegen mußte.
„Los, wir holen noch eins, Iwan Petrowitsch", kommandierte Saschka fröhlich und schlitzohrig. Also kannte er ihn auch beim Vor- und Vatersnamen, nicht nur als „Bürger Moralprediger", wie er Iwan Petrowitsch sonst ironisch nannte.
Sie rissen ein zweites Zaunfeld ab und legten es neben das erste. Kaum hatten sie sich aufgerichtet, sank mit einem schweren Seufzer funkensprühend das erste Industriewarenlager an der Ecke zusammen. Der alles erhellende, das Geschrei erstickende Funkenregen nahm kein Ende. Saschka rannte hin. Iwan Petrowitsch sah, wie die von Afonja befehligten Männer zurücksprangen. Da hielt er es nicht mehr aus: er mußte Aljona finden.
Aljona stand fünf Schritte von dem Haufen mit Geborgenem, sie hatte gerade etwas hingebracht und klirrend abgesetzt, und nur das Geklirr bezeugte, daß sie nicht mit leeren Händen gekommen war. Festgebannt durch die hinter ihr her schwappende Glutwelle der einstürzenden Lagerhallen, wußte sie plötzlich nicht mehr, wo sie hergekommen war, was sie gebracht und verloren hatte, wo sie nun hin sollte. Ringsum standen alle der Seite zugewandt, wo es noch immer krachte und Funken sprühte, schrien und fuchtelten mit den Armen, aber das Geschrei war nicht sehr laut, und das Gefuchtel geschah unter allerlei Verrenkungen – wie in einem eben begonnenen Spiel. In allem, wie die Leute sich verhielten – wie sie Ketten bildeten, um Pakete und Bündel von Hand zu Hand zu reichen, wie sie, einander ausweichend und zusammenstoßend, über den Hof liefen, wie sie das Feuer herausforderten und dabei das Letzte wagten, wie sie mal im Chor, mal alle durcheinander schrien – in alledem war etwas Unwirkliches, Närrisches, das aus Eifer und blinder Leidenschaftlichkeit geschah. Wirklich war nur das Feuer, das konzentriert und phantasielos alles zermalmte, was ihm auf seinem Weg begegnete.
Endlich ließ das fortgesetzte explosive Funkensprühen nach, das Feuer fraß sich wieder ruhig unten durch die eingestürzten Trümmer. An den abgebrochenen Ecken leuchtete es wie hochgereckte und schräggeneigte Fackeln. Das angrenzende Industriewarenlager schien unter der hohen Lohe, die es krönte, zu schwanken und zu knarren, als wolle es sich losreißen – und könne es nicht, auf der anderen Seite durch die gemeinsame Wand an den nächsten Bau gefesselt. Aljona erinnerte sich – ob im passenden Augenblick oder nicht –, gehört zu haben, daß bei Ust-Ilim untergegangene bewaldete Inseln wieder aufgetaucht und angaraabwärts getrieben seien, die dann Flugzeuge bombardiert hätten. Im nächstgelegenen Lebensmittellager war irgendein zuckerhaltiger Stoff, der nicht brannte, sondern nur wie elektrisch beleuchtet glühte. Nun war deutlich absehbar, daß sich kein einziges Lager mehr retten ließ. Aljona stand immer noch da, als Iwan Petrowitsch sie aufstöberte. Über ihre Reglosigkeit erschrocken, da doch alles rannte und schrie, schlich er sich die letzten Schritte an sie heran und trat dann von vorn zu ihr.
Sie schrak zusammen und sagte nur: „Oje, Iwan, guck doch mal!", mehr wußte sie nicht zu sagen. „Guck doch mal!" Sie zeigte auf eine entfernte und trotzdem erhellte Gestalt, die den Pelz abgeworfen hatte und sich unter Verrenkungen hastig etwas anzog. Es war ein Archarowzer, Iwan Petrowitsch erkannte es an den kurzen und ruckartigen Bewegungen.
„Was geht denn bloß hier vor, Iwan? Was geht hier vor? Alle mausen! Klawka Strigunowa hat sich die Taschen mit kleinen Schachteln vollgestopft. Da sind bestimmt keine Plätteisen drin, da ist bestimmt ganz was andres drin! Auf den nackten Leib stecken sie sichs, unter die Sachen! Und die Flaschen erst, die Flaschen!"
„Laß dir nicht einfallen, was zu nehmen." Er sagte das nur, um das Rauchgas auszustoßen, das sich in ihm angesammelt hatte.
„Na, hör mal, Iwan! Wie kommst du darauf", haspelte Aljona ohne Empörung, denn sie merkte, daß er es nicht ernst meinte. „Warum sagst du mir das? Hab ich viel für dich gemaust, seit wir zusammen leben? War das wirklich so viel?"
Zum Teufel mit denen, sollten sie dran ersticken.
Er ging nicht hin, den Archarowzer zurechtzuweisen.

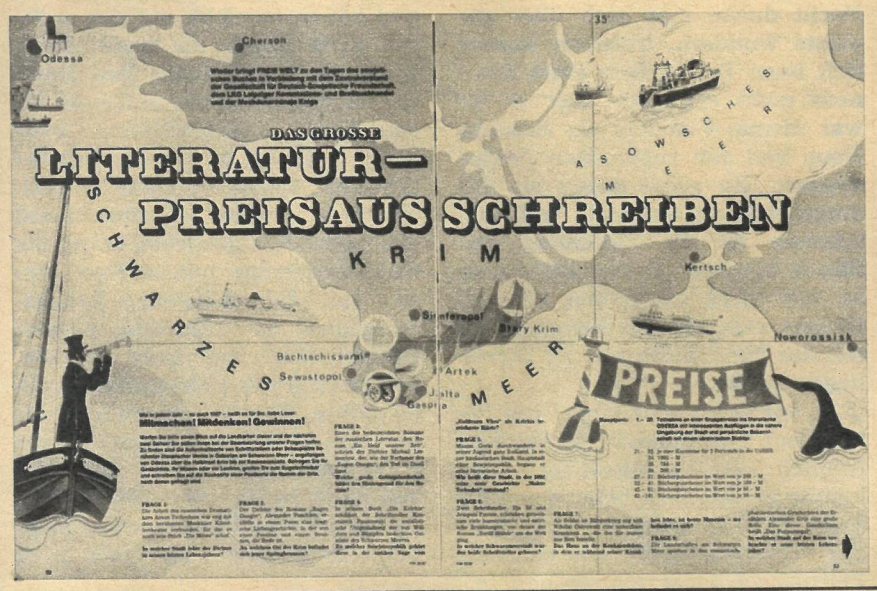
Gewinner

unseres Großen Literaturpreisausschreibens

Weit über 50 000 Freunde des sowjetischen Buches beteiligten sich auch 1987 wieder am Großen Literaturpreisausschreiben anläßlich der Tage des sowjetischen Buches, veranstaltet von der Zeitschrift FREIE WELT, dem LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel, dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und der Moskauer Buchexportgesellschaft Meshdunarodnaja Kniga. Zweiundvierzig Prozent der Teilnehmer trafen mit ihren Antworten ins Schwarze. Auch wenn unter diesen das Los entscheiden mußte und aus der Ziehung schließlich „nur" 161 Leser als Sieger hervorgehen konnten, haben doch eigentlich alle, die mitgemacht haben, einen Gewinn an der Sache gehabt. Deshalb möchten wir auch allen Einsendern, vor allem natürlich den glücklichen Gewinnern, zu diesem Mach-mit-Wettbewerb herzlich gratulieren. Beim Literaturpreisausschreiben 1986 hatten 20 Einsender die Möglichkeit einer literarischen Reise nach Moskau, sie trafen sich und diskutierten mit dem namhaften sowjetischen Schriftsteller Boris Wassiljew, besuchten Literaturmuseen und machten eine Exkursion nach Jasnaja Poljana, dem Wohnort Lew Tolstois. FREIE WELT berichtete über diese Reise ausführlich. In Briefen ergänzten die Reisenden den Reporterbericht durch ganz persönliche Erlebnisse, die sobald nicht in Vergessenheit geraten.

SO WAR ES RICHTIG:

Frage 1: Jalta
Frage 2: Bachtschissarai
Frage 3: Kaukasus
Frage 4: Georgische SSR
Frage 5: Tbilissi
Frage 6: Odessa
Frage 7: Sotschi
Frage 8: Stary Krim
Frage 9: Kutaissi
Frage 10: Gaspra



Unvergeßlich, so hoffen wir, wird auch die Reise des Jahres 1988 für die 20 Hauptgewinner des Literaturpreisausschreibens 1987 werden. Diesmal geht es in den Süden der UdSSR, in die Schwarzmeermetropole O d e s s a . Nicht von ungefähr wählten wir gerade diese Stadt zum Reiseziel. Dort lebten und wirkten so bedeutende Dichter und Schriftsteller, wie Iwan Bunin, Ilja Ilf und Jewgeni Petrow oder Valentin Katajew, in dessen literarischem Lebenswerk Odessa besonders tiefe Spuren hinterlassen hat.

Alle näheren Einzelheiten zum Termin der Reise, Treffpunkt und die erforderlichen Unterlagen erfahren die Gewinner des Hauptpreises rechtzeitig schriftlich durch die Redaktion der FREIEN WELT. Bei dieser Gelegenheit möchten wir alle 161 Gewinner noch einmal darauf hinweisen, daß die Ziehung durch den LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel außerhalb des Rechtsweges erfolgte und daß auch aus der Organisation und Gestaltung der Reise nach Odessa durch die Redaktion unserer Zeitschrift kein Rechtsanspruch abgeleitet werden kann. Nochmals allen Gewinnern unsere Glückwünsche, und — stellen Sie sich jetzt schon auf das Große Literaturpreisausschreiben 1988 ein...

Ihre Redaktion

Namen der Gewinner:

Hauptpreis (1.–20. Preis) Teilnahme an einer Gruppenreise ins literarische Odessa und persönliche Bekanntschaft mit einem ukrainischen Dichter
Gerhard Braune, Blumberg, 7291
Christa Fischer, Jüterbog, 1700
Simone Gemballa, Dresden, 8036
Dieter Goessgen, Berlin, 1055
Rainer Haring, Weißenfels, 4850
Heinz Herrmann, Görlitz, 8900
Helmuth Jacob, Potsdam, 1585
Sabine Jahr, Rostock 2, 2520
Elke Klemm, Glauchau, 9610
W. Krüger, Eisenhüttenstadt, 1220
Peter Liebold, St. Egidien, 9277
Margot Peters, Oebisfelde, 3573
Ida Pickrodt, Stadtilm, 5217
Gerhard Rosenmüller, Plauen-Unterlosa, 9901
Hans Rühs, Frankfurt/O., 1200
Carola Schmidt, Lübbenow, 2151
Monika Schubert, Zella-Mehlis, 6060
Elli Steindorf, Brandenburg, 1800
Andreas Veitinger, Jena-Winzerla, 6900
Wolf Wächter, Markersdorf, 9114
Je eine Kurzreise für 2 Personen in die UdSSR (21.–23. Preis)
Heinz Dreier, Berlin, 1035
Gerald Lutze, Magdeburg, 3090
Ronald Münzer, Berlin, 1054
1000,– M (24. Preis)
K. Kroker, Eisenach, 5900
750,– M (25. Preis)
Cordelia Schiene, Tharandt, 8223
300,– M (26. Preis)
Manfred Schön, Wittenberg Lutherstadt, 4600
Büchergutscheine im Wert von je 200,– M (27.–31. Preis)
Rosemarie Grobe, Winningen, 4321
Manfred Knoll, Bad Dürrenberg, 4203
Antje Koss, Cottbus, 7500
Rat der Stadt, Abt. Kultur, Halberstadt, 3600
Bärbel Rhinow, Erfurt, 5024
Büchergutscheine im Wert von je 100,– M (32.–41. Preis)
Reinhard Berthe, Babelsberg, 1500
Frank Drechsel, Gera, 6502
Andrea Gatz, Berlin, 1143
Hanna Heling, Weida, 6508
Gerd Hermsdorf, Potsdam, 1570
Gottlob Lederer, Arpshagen, 2410
Annelore Melcher, Eisenhüttenstadt, 1220
Helga Metzner, Schneeberg, 9412
René Schlosser, Dresden, 8024
Angelika Schuster, Wangenheim, 5801
Büchergutscheine im Wert von je 50,– M (42.–61. Preis)
Monika Auer, Brieske-Ost, 7803
Erhardt Baumbach, Seebach, 5912
Günter Böse, Luckenwalde, 1710
Ralf Brückner, Glauchau, 9610
Gisela Burgdorff, Berlin, 1170
A. Dünzl, Bad Lauchstädt, 4204
Uwe Feller, Delitzsch, 7270
Brigitte Galander, Berlin, 1055
Gerd Hartung, Stedten, 4251
Thorsten Hedwig, Burgstädt, 9112
Christiane Hein, Templin, 2090
Ute Hoffmann, Bad Blankenburg, 6823
Erika Krause, Leipzig, 7030
Billi Lehmann, Berlin, 1144
Ute Rinzsch, Bitterfeld, 4400
Rolf Wehlisch, Leipzig, 7024
Gertraud Weinert, Elsterwerda, 7904
Margit Wimmer, Karl-Marx-Stadt, 9044
Carla Winkelmann, Altentreptow, 2020
Werner Würfel, Naumburg, 4800
Büchergutscheine im Wert von je 30,– M (62.–161. Preis)
Rainer Abicht, Unterhain, 6821
Hans-Joachim Baatz, Berlin, 1170
Thomas Beckmann, Berlin, 1147
J. Böhm, Wittstock, 1930
Kerstin Brodführer, Karl-Marx-Stadt, 9026
Ralph Büchner, Hoyerswerda, 7700
Hanna Burkart, Neumark, 9805
Norbert Burmeister, Magdeburg, 3024
Martina Conradi, Schönebeck/Elbe, 3300
E. Deichsel, Briesen/über Cottbus, 7501
Katja Döhler, Neuwürschnitz II, 9151
Ramona Dreko, Polzen, 7901
Karla Fae, Schöna, 8321
S. Förster, Karl-Marx-Stadt, 9081
Joachim Frahn, Rostock 5, 2510
Falk Freitag, Zwönitz, 9417
Ilse Freudenberg, Berlin, 1058
Andreas Geschke, Wittenburg, 2821
Wolfgang Gödicke, Halle-Neustadt, 4090
Elli Graep, Joachimsthal, 1304
Dieter Gralapp, Suhl, 6018
Jana Groth, Aken, 4372
Lothar Gubsch, Dresden, 8023
Martin Haferkorn, Altenburg, 7400
Klaus Hartig, Bautzen, 8600
Carmen Haß, Templin, 2090
Hausklub, Rempesgrün/V., 9701
Klaus Heine, Prenzlau, 2130
Karl-Heinz Heller, Leipzig, 7022
Manuela Helms, Schwerin, 2793
Siegfried Herkner, Schwerin, 2762
MR. Dr. V. Hesse, Meißen, 8250
B. Heyer, Berlin, 1197
Christine Heyme, Teuchern, 4855
Hptm. Frank Huke, Marienberg, 9340
Gertrud Janzen, Saalfeld, 6800
Hanni Kaczmarek, Dreileben, 3221
I. Kaczmarek, Riesa, 8400
Sabine Karsch, Thalheim, 9166
Evelyn Kirchhoff, Wolmirstedt, 3210
Margitta Kleyling, Henneberg, 6101
Sven Kluge, Piesteritz, 4602
Erika Knorr, Mittweida, 9250
Ralph Knöschke, Bautzen, 8600
Annett Koch, Wernigerode, 3700
Günther Koch, Zerbst, 3400
Kollektiv d. Hauses der Jungen Pioniere „M. Gorki", Sömmerda, 5230
Wilfried Korschel, Senftenberg, 7845
A. Kunze, Salzwedel, 3560
Hilko Lange, Berlin, 1106
Sebastian Lehmann, Tauschwitz, 7291
Jürgen Leimbach, Eisenach, 5900
R. Liedtke, Berlin, 1140
Sonja Löffler, Dresden, 8019
Liane Lüdtke, Zwickau, 9540
Roger Mattern, Sondershausen, 5400
Magdalene Mertin, Bärwalde, 7701
Ca. Müller, Neubrandenburg, 2000
Ruth Müller, Taura, 9115
Manfred Neubert, Meißen, 8250
Andrea Otto, Kahla, 6906
Hans Pelikan, Berlin, 1017
Hans Joachim Peters, Suhl, 6017
Marianne Pfeifer, Lugau, 9159
Renate Pitt, Jena, 6900
Bernd Pötzsch, Erlbach, 9658
P. Prosowski, Staßfurt, 3250
Christina Reiter, Görlitz-Königshufen, 8909
Andreas Richter, Hoyerswerda, 7400
Eberhard Ringel, Berlin, 1136
Yvette Rösner, Weißenfels, 4850
Gerhard Rüdiger, Oberoderwitz, 8716
Petra Schandow, Finsterwalde, 7980
Mario Schindler, Krippen, 8322
Rita Schlegel, Leipzig, 7066
Romy Schneider, Stralsund, 2300
Anett Schreiber, Jena Lobeda, 6902
Dorothea Schröter, Kleinbodungen, 5501
Anett Schubert, Weißwasser, 7580
Christina Schwarz, Cottbus, 7500
E. Sommer, Berlin, 1095
Evelyn Springer, Eberswalde-Finow, 1307
St. Stolz, Eisleben, 4250
Gudrun Storm, Senftenberg, 7840
Ursula Strauß, Brandenburg/H., 1800
Maria Strecker, Karl-Marx-Stadt, 9048
Andreas Tanner, Berlin, 1035
VEB Beschläge, Abt. Planung, Luckenwalde, 1710
Silke Vollrath, Wormstedt, 5321
Kai Wanke, Borna, 7200
Erika Wätzold, Frankfurt/O., 1200
Ilse Wauer, Görlitz, 8900
Karl Welsch, Groß Rosenburg, 3305
Alfred Werner, Berlin, 1100
Johanna Wesner, Ottendorf-Okrilla, 8103
Erika Wiese, Waren/Müritz, 2060
Jacqueline Witz, Zehdenick, 1434
Torsten Zeidler, Frankfurt/O., 1200
Andrea Zetzsche, Groitzsch, 7222
Andrea Zülke, Hoyerswerda, 7700

Moktschu Kätschiktä

Am Ufer eines Flusses lebte ein Mann mit seiner Frau. Sie hatten einen Sohn. Sein Name war Moktschu Kätschiktä. Alle drei lebten friedlich und ernährten sich vom Fischfang. Eines Tages fuhr der Vater flußaufwärts, um seine Netze auszulegen. Unterwegs erblickte er am Ufer einen Fremden. Dieser rief ihm zu: „Heho, wohin willst du?“ Der Fischer antwortete: „Flußaufwärts, Netze legen!“

An der Flußkrümmung angekommen, begann er mit der Arbeit. Und als es dunkelte, hatte er bereits viele Lachse gefangen. Er entfachte ein Feuer, und da er Hunger verspürte, begann er, sich einige Fische zu braten. Plötzlich traten aus der Finsternis mit Pfeil und Bogen bewaffnete Fremde an sein Lagerfeuer. „Wohin wollt ihr so spät in der Nacht?“ fragte Moktschus Vater die Fremden. „Nirgendwohin, wir sind zu dir gekommen“, antworteten sie ihm. „Weshalb seid ihr zu mir gekommen? Etwa um mich zu töten? Wie aber wollt ihr hernach in Frieden weiterleben? Habt ihr darüber nachgedacht?“ Die Fremden aber hörten schon nicht mehr auf die Worte des Fischers. Sie banden ihm die Hände auf den Rücken und warfen ihn in den Fluß.

Seine Frau wartete lange vergeblich auf ihn. Er kehrte nicht mehr nach Hause zurück. Da kam aus der Nachbarsiedlung die Schwester des Verschollenen gelaufen und brachte die Nachricht, daß ihr Bruder getötet worden sei. Bitterlich begann da die Frau zu weinen. Von nun an gingen Mutter und Sohn gemeinsam auf Fischfang. Moktschu Kätschiktä wuchs heran und wurde ein Jäger. Als er einmal von der Jagd heimkehrte, fragte er seine Mutter: „Ist Vater wirklich eines natürlichen Todes gestorben?“ Da berichtete die Mutter ihrem Sohn, was sich damals zugetragen hatte. Moktschu, als er das hörte, schwor: „Ihr habt meinen Vater umgebracht, also soll es auch euch schlecht ergehen!“

Die Zeit verging. Moktschus Mutter war vor Kummer gestorben. Er selbst hatte sich eine Frau genommen, und die hatte ihm Söhne geboren. Eines Tages gelangte Moktschu zufällig in die Siedlung, in der die Sippe der Fremden lebte, die vor Jahren seinen Vater getötet hatten. Es war Nacht, als er die Siedlung erreichte. Leise schlich er sich an die Behausung des Anführers heran. Diese aber war von einem hohen Zaun umgeben. Moktschu übersprang behende das Hindernis und kroch bis unter die Fensteröffnung der Jaranga. Vorsichtig richtete er sich auf und schaute hinein. In der Mitte der Jaranga tanzte ein Schamane[1]), schlug dabei die Trommel und murmelte Beschwörungen. Um ihn herum saßen die Fremden und lachten böse. Sie stießen ihre Messer in eine Erscheinung, die Moktschu aufs Haar glich, hieben sie in Stücke und riefen dabei: „Moktschu Kätschiktä, dein Kopf soll rollen…!“ In diese Schreie hinein ertönte die Stimme des Schamanen: „Sein Tod ist nahe, ihr werdet ihn töten!“

Moktschu, der alles gesehen und gehört hatte, holte sein Messer hervor und verschloß behutsam die Fensterluke. Trotzdem hatte der Anführer ein Geräusch vernommen. Er griff sich Pfeil und Bogen und eilte ins Freie. Moktschu schmiegte sich dicht an die Wand der Jaranga, ging langsam in die Hocke und preßte seine Knie an die Brust. „Soll der Pfeil lieber die Beine treffen, als meine Brust durchbohren.“ Kaum hatte er das gedacht, als auch schon der Pfeil in seinem Knie steckte, direkt vor seinen Augen! Moktschu preßte die Zähne zusammen, hielt den Atem an und zog noch enger die Knie an die Brust. Der Anführer aber, der Moktschu nicht sah, meinte, er habe die Jaranga getroffen und ging wieder hinein. Moktschu zog behutsam den Pfeil aus dem Knie heraus, brach die Spitze ab und steckte sie in seine Brusttasche. Die Wunde aber umwickelte er mit einem Stück Rentierfell. Du hast mich nicht töten können, dachte er, also wird dich der Tod durch deine eigene Pfeilspitze ereilen! Mit Mühe überwand er den hohen Zaun und schleppte sich nach Hause. Dort begann er seine Wunde zu kurieren. Nach einem Monat war sie verheilt.

Eines Nachts umstellten die Fremden Moktschus Jaranga. Er bemerkte es, weckte sein Weib und befahl ihr, sich vor den Pfeilen zu schützen. Er selbst kroch mit einem Köcher voller Pfeile und mit seinem Bogen zum Eingang und spähte hinaus. Von allen Seiten sirrten Pfeile durch die Luft, und Moktschus Frau hatte große Mühe, sich vor ihnen zu retten. Moktschu hatte indessen gleich neben der Jaranga einen großen, kräftigen Mann entdeckt, der einen Pfeil nach dem anderen aus der Sehne schnellen ließ. Moktschu erkannte in ihm den jüngeren Bruder des Anführers. Vorsichtig legte er seinen Pfeil durch einen Spalt im Eingang und schoß ihn direkt in die Brust des Feindes. Der fiel zu Boden und rief seinen Leuten zu: „Wehe uns, Moktschu wird unser Licht zum Erlöschen bringen!“ Die Nacht verging, und am Morgen hatte Moktschu alle Feinde besiegt. Er begann die Pfeile einzusammeln und folgte dann den Spuren der Fremden, die gekommen waren, ihn und seine Familie zu töten. Die Spur führte ihn zu ihrem Sommerlager, in dem nur der Anführer selbst zurückgeblieben war. Dieser ahnte nicht, daß Moktschu ganz in der Nähe war, denn er meinte, seine Leute hätten ihn schon längst ins Jenseits geschickt. Moktschu aber war unter eine Baidara[2]) geschlüpft und beobachtete von dort aus, was geschah. Während er so die Umgebung im Auge behielt, befestigte er gleichzeitig an seinem Pfeilschaft die Spitze des Pfeils, den einstmals der Anführer selbst auf ihn abgeschossen hatte.

Die Illustration zu dem Märchen findet ihr auf Seite 56.

Die Oroken

…sind eines der kleinsten Völker der Sowjetunion, sie nennen sich selbst „ulta“. Die Oroken beschäftigen sich vorrangig mit der Jagd, dem Fischfang und der Rentierzucht; in ihrer Sprache bedeutet „ulta“ Rentier. Die Oroken leben ausschließlich im Fernen Osten, seit dem 17. Jahrhundert auf der Insel Sachalin, sie sind heute seßhaft. Das Gebiet Sachalin gehört zur Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik, Kurzbezeichnung: Russische Föderation.

GEGRÜNDET am 7. 11. 1917.

BEVÖLKERUNG: Die Russische Föderation liegt im Osten Europas und im Norden Asiens.

LAGE: Die Russische Föderation hat 137 500 000 Einwohner, 300 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Oroken.

TERRITORIUM: Die Fläche der RSFSR beträgt 17 075 400 km².

HAUPTSTADT: Moskau.

Die Märchen für diese Serie wählte Gabriele Kleiner aus, die auch die Übersetzung aus dem Russischen besorgte.
Redaktion: Gisela Reller

1) Schamane: Medizinmann
2) Baidara: Leichtes, meist ein-, oft aber mehrsitziges Ruderboot der Völker des hohen Nordens, mit einem Gestell, das mit Robbenfellen bespannt ist.

Da trat dieser aus einer Jaranga und rief seiner Frau zu: „Weib, ich fahre zum Netzelegen!“ Sie antwortete ihm: „Ja, tu das, es ist besser zu arbeiten als zu kämpfen!“

Der Anführer griff sich seine Netze und schritt mit ihnen zum Fluß hinab. Dort hob er mit einer Hand die Baidara hoch, ließ sie ins Wasser gleiten und steuerte das Boot flußabwärts. Moktschu, der sich im Heck der Baidara verborgen hielt, lugte vorsichtig hervor und dachte: Endlich ist der Tag der Rache gekommen!

Und als der Anführer den Arm hob, um aufs neue die Paddel ins Wasser zu stechen und als dabei seine Achselhöhle sichtbar wurde, da zielte Moktschu auf sie und ließ seinen Pfeil aus der Sehne schnellen!

Der Anführer schwankte, fiel in den Fluß – und ertrank. So rächte Moktschu Kätschiktä den Tod an seinem Vater…

Die guten Meeresgeister

Es waren einmal zwei Jäger, die irrten verzweifelt auf dem weiten Meer umher und konnten den Weg zu ihrem Heimatufer nicht finden. Alle ihre Kameraden hatte der böse Geist Amba verschlungen, nur sie waren übriggeblieben. Da geschah es, daß sie von einem alten Mann gerettet wurden. Der wohnte mit seiner Alten ganz allein in einer Jaranga. Die beiden Heimatlosen erhielten bei ihnen Speis und Trank und auch eine Bleibe. Eines Tages trat der Alte auf die beiden zu und sprach: „Ich weiß, daß ihr euch vor Sehnsucht nach euren Lieben verzehrt. Legt euch in diese Baidaras! Sie werden euch nach Hause bringen. Nur seid nicht neugierig, bleibt ruhig unten den Planen liegen, die ich über euch werfen werde.“ Die Männer nahmen Abschied und taten, wie ihnen der Alte geheißen hatte. Unterwegs vernahmen sie die Stimmen von Männern und das kräftige Stechen der Paddel. Endlich knirschte Sand unter den Bootsrümpfen. Sie warfen die Planen von sich und erkannten, daß außer ihnen niemand in den Booten war. Sie blickten sich um – und erkannten ihr heimatliches Ufer. Am Strand spielten Kinder. Sie riefen die Kleinen zu sich und fragten: „Wo sind eure Väter?“ – „Unsere Väter sind seit langem verschollen.“ Da streiften sie ihre ledernen Daumenkappen ab, reichten diese den Kindern und baten: „Lauft schnell zu euren Müttern, sagt ihnen, daß ihre Männer zurückgekehrt seien.“ Die Kinder taten, was ihnen aufgetragen, doch die Frauen blieben mißtrauisch. Erst als sie die ledernen Daumenkappen erblickten, glaubten sie die Nachricht. Mit den Männern war die Freude in die Jarangas heimgekehrt – und alle waren glücklich.

Der Alte und die Alte aber, die den Menschen geholfen hatten, waren die guten Geister des Meeres, die Herren über alle Reichtümer.

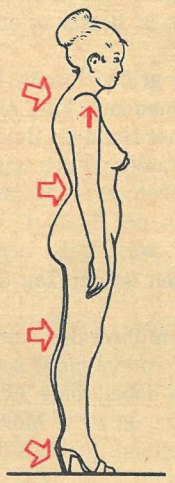
Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!

Ein Muskelkurs von OMR Prof. Dr. Arnold Großhans

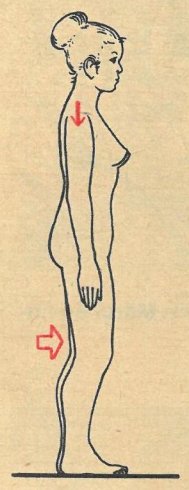
FOLGE 4

Wie man richtig geht und steht

Was muß das für ein Gefühl sein, wenn man als Kind zum ersten Mal auf eigenen Füßen steht! Leider kann sich niemand daran erinnern; ein gewisses Stehvermögen ist uns inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen. Ärgerlich nur, daß mancher seine Standfestigkeit ausgerechnet links auf der Rolltreppe unter Beweis stellt. Angekommen, eilt oder schlendert man weiter des Wegs. Doch wie man auch ein Bein vors andere setzt, es geht immer schrittweise. Was man dabei falsch machen kann und wie man Wirbelsäule und Gelenke beim Stehen schont, erläutert Professor Großhans in dieser Folge.



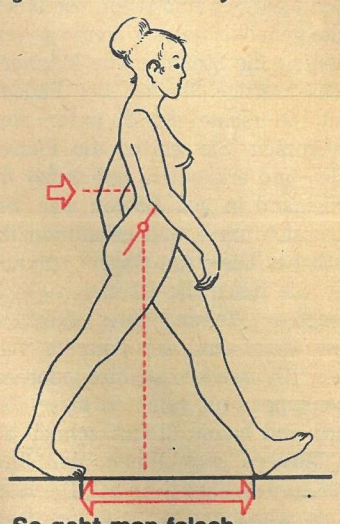
So steht man falsch
Durch überbetont aufrechte, verkrampfte Haltung mit hochgezogenen Schultern wird die Lendenwirbelsäule überstreckt, es entsteht ein Hohlkreuz. Eine starke Belastung der Lendenwirbelsäule ist die Folge. Schuhabsätze mit mehr als 3 Zentimeter Höhe bewirken eine zusätzliche statische Belastung.



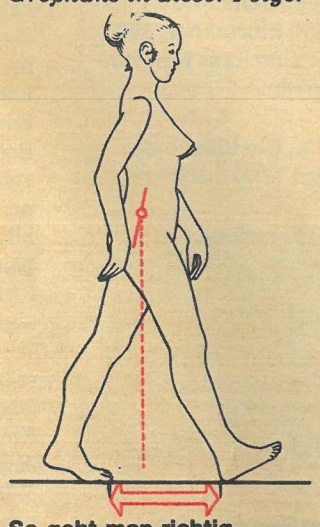
So steht man richtig
Wenn möglich, mit dem Rücken an die Wand lehnen, die Schultern senken. Bei freiem Stehen die Knie leicht anbeugen und abwechselnd das Körpergewicht von einem auf das andere Bein verlagern. Die Gesäßmuskulatur wiederholt für 10 Sekunden anspannen.

Die Körperhaltung Stehen ist für den Organismus und besonders für den Bewegungsapparat eine erhebliche Belastung. Das betrifft vor allem die Wirbelsäule sowie die Hüft-, Knie- und Fußgelenke mit der entsprechenden Muskulatur. Die Belastung ist deshalb so groß, weil durch die fehlende Bewegung nur wenige Muskeln die genannten Gelenke entlasten können. Denn der menschliche Körper ist so gebaut und ausbalanciert, daß er keine Muskelaktivität benötigt, um aufrecht stehen zu können. Falsches Stehen belastet also vor allem die Wirbelsäulenabschnitte mit der dazugehörigen Muskulatur, die das aufrechte Stehen ermöglichen. Dies sind die Halswirbelsäule und die Lendenwirbelsäule. Nach längerem falschen Stehen stellen sich Nacken- und Rückenschmerzen ein sowie Schmerzen in den Hüft-, Knie- und Fußgelenken.
Das Gehen ist die wichtigste menschliche Bewegung überhaupt. Alle unsere Bewegungstätigkeiten sind auf die Gehreflexe gerichtet oder gehen von ihnen aus. Bei der Ausführung eines Schrittes steht der Mensch zu 85 Prozent der dafür benötigten Zeit auf einem Bein. Dieser Tatsache trägt der Bau unseres Körpers und die Muskulatur entsprechend Rechnung. Während des Gehens werden sowohl die Arme als auch die Beine in den Bewegungsablauf einbezogen. Dabei erweist sich das Mitschwingen der Arme als günstiges Schwungelement. Ein häufiger Fehler beim Gehen sind zu große Schritte. Das bedeutet für die Lendenwirbelsäule eine übermäßig starke Belastung, die Beschwerden nach sich zieht. Deshalb sollte das Schrittmaß so sein, daß man weder zu weit ausholt noch trippelt.

Falsche Körperhaltungen als statisches Element können also die Ursache für Störungen und Schmerzen in Muskeln und Gelenken sein, ebenso falsche Körperbewegungen als dynamisches Element. Aber auch gut gemeinte gymnastische Übungen können ein bereits vorhandenes Beschwerdebild verschlechtern, wenn sie nicht zielgerichtet sind. In den nächsten Folgen wollen wir Übungen anbieten, die zur Wiederherstellung der Muskelbalance geeignet sind.

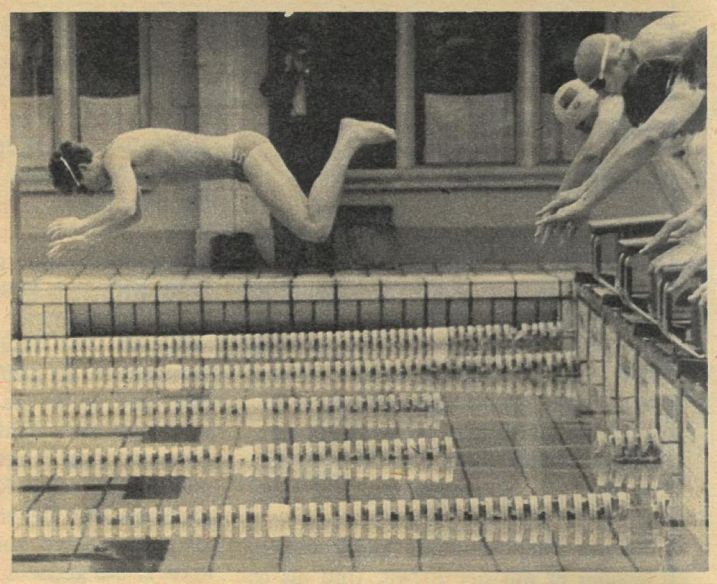


So geht man falsch
Durch zu große Schritte wird das Becken nach vorn gekippt und die Lendenwirbelsäule bauchwärts gebeugt, es entsteht ein Hohlkreuz. Die Lendenwirbelsäule, die Hüftgelenke, das Becken und die dazugehörige Muskulatur sind einer übermäßig großen Belastung ausgesetzt.



So geht man richtig
Durch richtige, das heißt angemessene Schritte behalten Becken und Wirbelsäule eine normale entspannte Haltung.

Zeichnungen: Dr. Bernd Schönberger



Beginnen Sie das neue Jahr nicht mit einem Fehlstart!

Reißen Sie den Mund nicht an der falschen Stelle auf!

Überlegen Sie genau, wem Sie einen Korb geben!

Redaktion: Ingrid Buchholz;
Foto: Detlef Christel

Moralpredigt aus der Fotokiste

Falls Ihre eigenen guten Vorsätze für den Jahresbeginn noch nicht ausreichen, hier einige Ergänzungsangebote. Und denken Sie daran – 1988 hat dreihundertsechsundsechzig Tage, das sind vierundzwanzig Stunden mehr, eintausendvierhundertvierzig Minuten zusätzlich, sechsundachtzigtausendvierhundert Sekunden extra! Für das zweiundzwanzigste Schaltjahr in unserem Jahrhundert wünscht Ihnen alles Gute

Ihr Leserforum

Die Fotos lieferten: der Moskauer Fotoklub „Projektor", Stephan Lippmann aus Lichtenstein (Sachsen), Milena Hrusková aus Prag und Kim Son aus Hanoi.

Meiden Sie Verstrickungen!

Bleiben Sie immer am Ball!

Falls Sie nicht immer alle Fäden in der Hand halten können – es gibt auch andere Möglichkeiten!

... daß unsere Dreizehnjährige in der Schule gut vorankommt, daß es mit der Neubauwohnung klappt und daß ich mir eine Drechselbank für mein Hobby anschaffen kann.

Siegfried Götze, Wismar

Alle Welt soll sich vertragen. Und ich möchte weiter immer mal, wenn Not am Mann ist, auf meiner Arbeitsstelle einspringen.

Gerda Fischer (75), Berlin

Was bestimmt alle wollen – Frieden, Glück. Und im besonderen, daß mein Sohn keine schlechten Zensuren nach Hause bringt und daß mein Auto nicht kaputt geht.

Ein sowjetischer Offizier

Kriegen wir dafür ooch Honorar? Ach, nächstes Jahr? Denn könn'n wa jetzt noch nüscht sajen ...

Zwei junge Männer in Monteuranzügen

Wir möchten ruhig ins neue Jahr gehen, am liebsten zusammen mit Tochter und Schwiegersohn, die beide seit Jahren beim Trassenbau in der Sowjetunion tätig sind. Unser Enkel lebt bei uns, seit er zur Schule geht, er hat auch Sehnsucht ...

Eheleute Wille, Berlin

Wehrdienst zu Ende ableisten, daneben Abitur machen, dann Studium beginnen: Gastronomie.

Ronald Wieck, Schwerin

Gesundheit, damit hatte ich ernste Probleme. In der Familie soll alles harmonisch bleiben, damit die Enkelkinder froh heranwachsen können.

Edgar Kupfer, Waldenburg

Daß alle Leute glücklich sind und bleiben, daß mein Beruf als Kontokorrentbuchhalterin mich weiter zufriedenstellt.

Simone Gambke, Berlin

Frieden, nichts anderes als Frieden! Ist das nicht das allerwichtigste? Für uns alle?

Ein Offizier aus den USA

Wir wollen aktiv Sport treiben, und zwar die ganze Familie, wir wissen nur noch nicht genau, was. Und kalorienbewußter essen, überhaupt gesünder leben.

Hannelore und Klaus Schlanert, Strausberg

Rund um den Alex

... an einem Einkaufssonnabend im Dezember haben wir uns nach den Wünschen für 1988 erkundigt. Hier eine Auswahl von jung und alt, fern und nah.

Mit dem Rauchen aufhören. Vor fünf Jahren hatte ich es schon einmal geschafft, doch dann erneut angefangen. Diesmal soll es endgültig sein.

Markus Uhlemann, Westberlin

Ich möchte so gern eigene vier Wände einrichten und will mich gut einarbeiten auf meinem neuen Arbeitsplatz als Sachbearbeiterin für Umweltschutz.

Sabine Hornschuch, Suhl

... den Abschluß meiner Doktorarbeit an der TU Dresden in der Fachrichtung Kraftfahrzeugtechnik.

An Mai, Vietnam

Ich komme aus Westberlin, dazu möchte ich nichts sagen.

Eine ältere Frau

In meinem Beruf als Pädagoge weiter Erfolg, daß meine Frau gesund bleibt, und sich wieder mehr junge Männer für den schönen Lehrerberuf entscheiden.

Werner Otto, Berlin

Zwei Kinder haben wir, nächstes Jahr ist Pause. Wir sind nach Hohenschönhausen gezogen, mit dem Anlegen von Grünflächen und Kinderspielplätzen könnte es da schneller gehen. Was sich am 8. Dezember international anbahnte, soll weiter ausgebaut werden. Sonst bin ich wunschlos glücklich. Naja, prima wäre es, wenn wir im Herbst schon mit eigenem Auto in den Urlaub fahren würden.

Familie König, Berlin

Kurz und knapp wolln s'et haben? Een reibungslosen S-Bahnvakehr endlich mal!

Ein Mann mit Sportmütze

Ein Brüderchen für unseren dreijährigen Daniel. Konkret soll sich dieser Wunsch am zehnten April erfüllen. Und so mobil, wie es sich Tag und Nacht zeigt, wird das Baby seinen Termin sicherlich nicht verschlafen.

Cordula Hornburg, Magdeburg

... daß es vorangeht mit dem, was Michail Gorbatschow aus Washington mitgebracht hat, daß unsere Republik weiter ihren Teil dazu beiträgt, damit meine beiden Kinder im nächsten Jahrhundert ohne Atomwaffen leben können.

VP-Obermeister Jakel, Berlin

8× gefragt: Wer ist Ihr Fernsehliebling?

1. Schauspielerinnen und Schauspieler

2. Unterhaltungskünstler

3. Ansagerinnen und Ansager

4. Nachrichtensprecher, Reporter und Korrespondenten der Aktuellen Kamera

5. Ihr Fernsehliebling in Ratgebersendungen, Reihen, Magazinen und anderen Beiträgen der Publizistik

6. Sportreporter

7. Ihr Fernsehliebling in Kindersendungen

8. Und: Wen wollen Sie noch benennen?

Wer schreibt uns?

Olja Poshidajewa, 27 Jahre alt, verheiratet, Invalidin, sammelt Ansichtskarten, Kalender, alles über Katzen. Außerdem interessiert an Musik, Film, Literatur. UdSSR, 403 411 Wolgogradskaja obl., Podtelkowski rajon, Chutor Jarekoi I

Marina Kasanzewa, 20 Jahre alt, Studentin, sammelt Briefmarken, Ansichtskarten, Kalender, Plakate, Künstlerfotos, interessiert sich für Musik. UdSSR, Saratowskaja obl., 413 117 Engels, ul. Pokrowskaja d. 100

Preisfrage

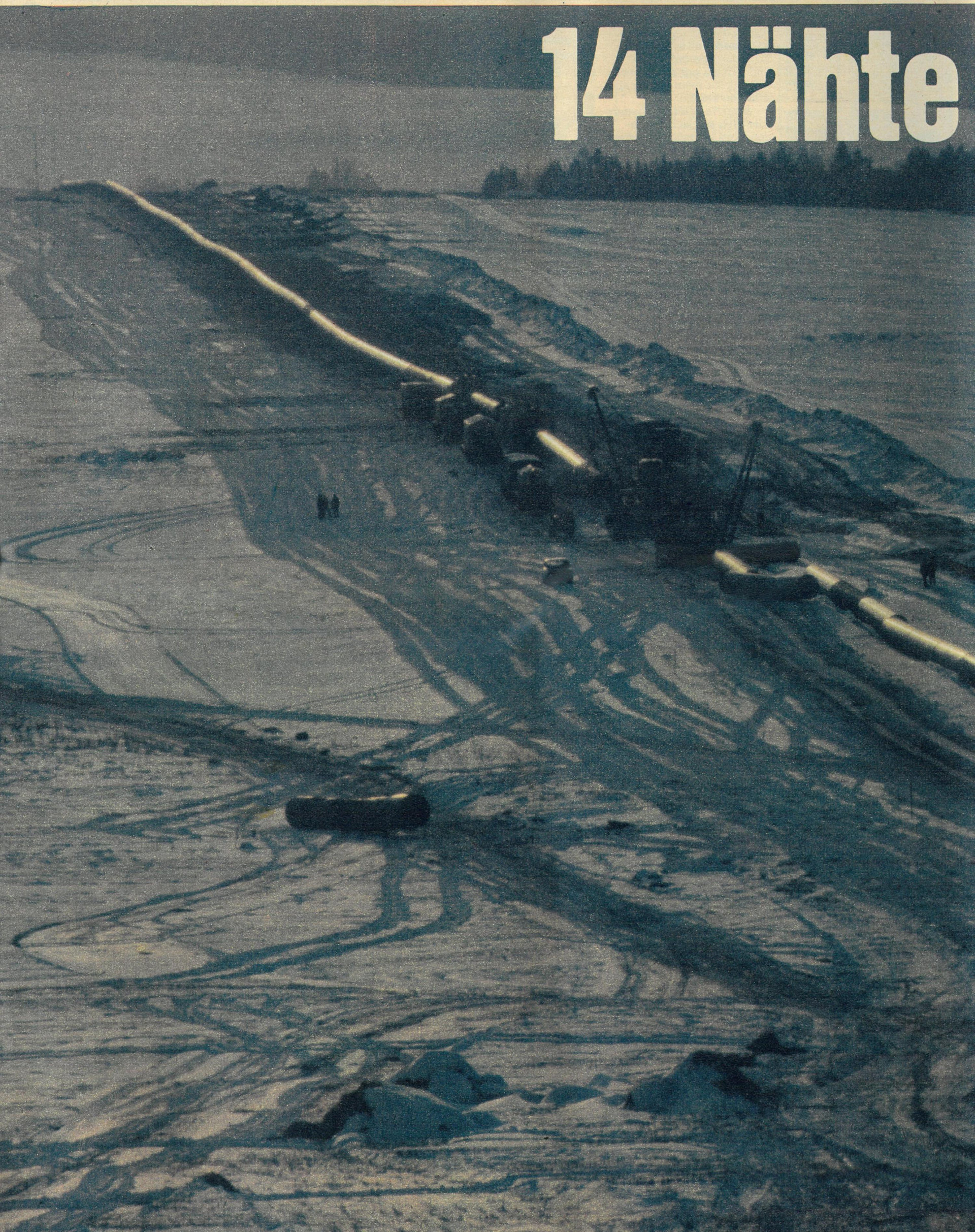
Heft 1/88

Wieviel Passagiere befördert jährlich die Moskauer Flotte?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 4/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 20. Januar 1988. Auflösung von Heft 25/87: Tobolsk. Wir gratulieren Bernd Schölzke, Wolfen.

Entscheiden Sie sich für Ihre Fernsehlieblinge von 1987! Kleben Sie den ausgefüllten Vordruck auf eine Postkarte (keine Briefe) und schicken Sie sie mit dem Kennwort „Fernsehlieblinge" an die Redaktion FF dabei, Postfach 7, Berlin, 1056. Einsendeschluß: 25. Januar 1988 (Poststempel). Jede Einsendung kommt in die Auslosung – viele Preise winken!

14 Nähte



in der Taiganacht

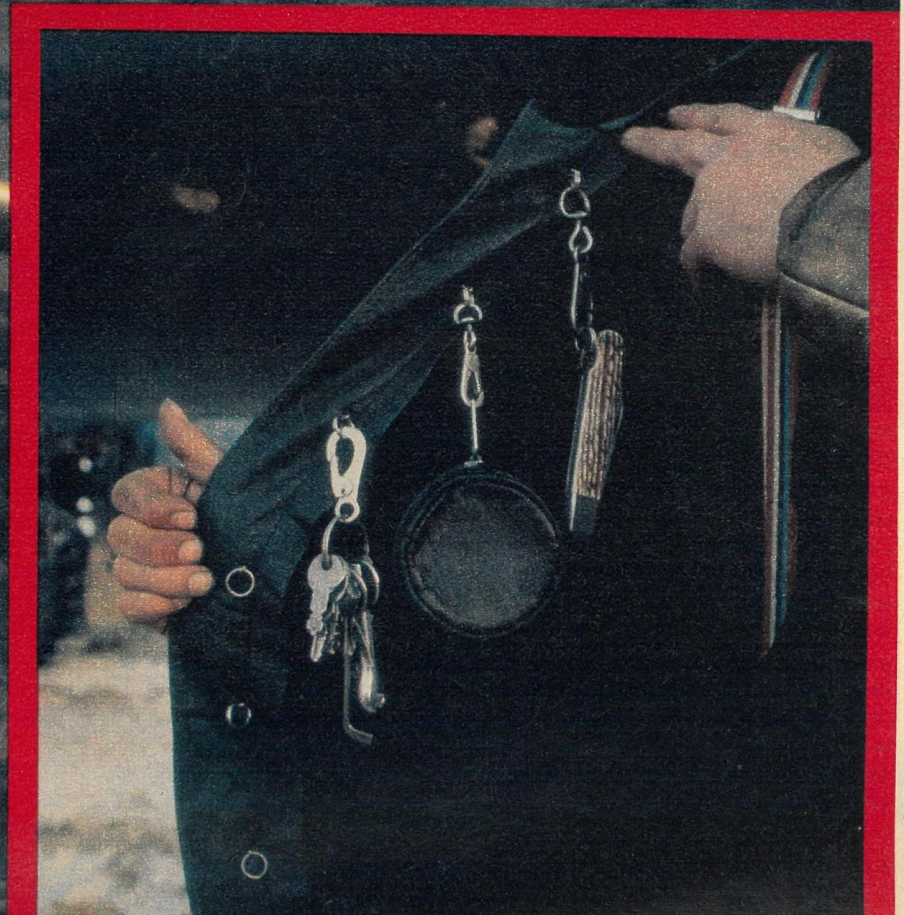
Ein Beitrag von Klaus Hurrelmann (Text)
und Detlef Christel (Fotos)

Auf den Blick ins Herz haben wir etwas länger gewartet. Der Blick unter die Jacke (Foto unten) wurde gleich gewährt. Die Reporter hatten mitbekommen, daß es da etwas Besonderes zu sehen gibt...

Als mal einer irgendwo eine lederne Schweißerjacke liegen sah, und darin waren ein paar Karabinerhaken, an denen Schlüssel, Taschenmesser, Flaschenöffner und vor allem das unverwechselbare, kreisrunde „Vorstreckerportemonnaie" baumelten, da wußte der ehrliche Finder: Diese Jacke kann nur einem von der 14, von der Vorstreckerbrigade „Felix Edmundowitsch Dsershinski" gehören.

Das Herz öffnet sich nicht so schnell, wie sich eine Arbeitskluft aufknöpfen läßt. Geduld, Reporter! Wenn er dann noch beobachten kann, wie die untergehende Sonne für Minuten den Rohrstrang erglühen läßt (großes Bild), erlebt er ganz nebenbei eine Art Sternstunde. Schon in der nächsten Schicht wird die Brigade des Wurzelschweißers Bernd Stieglitz ganz woanders sein, vielleicht in einer steilen Senke, in die das strahlende Himmelsgestirn den ganzen Tag nicht hinunterkommt...

FW-Reporter versuchen, sich und den Lesern ein Bild von einem Arbeiter am Zentralen Jugendobjekt „Erdgastrasse UdSSR" zu machen.



14 Nähte in der Taiganacht

Nach einer Zeile und siebeneinhalb weiteren Buchstaben im Notizbuch friert der Kugelschreiber ein. Aber auch für Journalisten gibt es Kältetechnik: Der gute alte Bleistift wird hervorgeholt. Zwanzig oder dreißig Kältegrade? Niemand will das wissen. Noch behindert der knackige Frost die Arbeit nicht sonderlich.

Es ist stockfinster. Eine einzige Lichtinsel nur in der hügeligen Weite des Vorurallandes im Gebiet Perm. Das ist kein sanftes, stilles Leuchten. Grelle Halogenstrahler spalten die Dunkelheit taghell auf. Blitze zucken, Funken sprühen wie goldene Wasserfälle. Dazwischen schemenhafte Gestalten.

Bemerkung von oben herab

Ziemlich von oben herab sagt einer: „Manche meinen, das hier sei trockene Kälte, die macht ihnen nichts aus. Also, ich geb ehrlich zu, ob feuchte Kälte zu Haus oder trockene hier – ab minus zwanzig geht mir beides in die Knochen, da spür ich keinen Unterschied."

Das ist Bernd, einer der Wurzelschweißer, die die erste Naht zu ziehen haben, sozusagen die Wurzel für das Zusammenwachsen der Rohrstücke legen. Vier weitere Nähte verschweißen dann die Rohre endgültig. Von oben herab muß Bernd reden, er ist die Sprossen seiner Aluminiumleiter am Rohr hinaufgestiegen. So eine Leitung muß rundum verschweißt werden, sorgfältigst.

Die Uhr zeigt Viertel zehn. Die Tagschicht ist schon drei Stunden alt, aber vom Tag ist noch nichts zu ahnen. Um halb zehn wird ganz vorsichtig die Dämmerung einsetzen, und die kahle Wintersonne balgt sich dann noch stundenlang mit der hier im Norden sehr seßhaften Nacht herum.

Aber Bernd hat nichts gegen diese Umgebung: „Wildreich sind die Wälder. Wenn wir mit unserem Rohr mal einen Wildwechsel versperren, da kannste Elche sehen, wie sie eine Stelle zum Durchschlüpfen suchen, sogar Luchse. Kommt gar nicht so selten vor. Und die lange Nacht? Die stört nicht, daran sind wir längst gewöhnt. Schau doch mal zurück am Rohr. So 'n Bild wird dir am Tag nicht geboten. Hier vorne machen wir Wurzelschweißer Feuerwerk, und an den nächsten Nähten gibt's auch Goldregen, wie zu Silvester. Arbeit kann schön sein..."

Im Sommer aber, erzählt er, da werden diese Leuchtfeuer für Hunderte Käfer, Falter, Schmetterlinge und andere Insekten, die nachts auf Hochzeitsflug gehen, Wegweiser ins Unglück.

„Das zieht sie magisch an", sagt er und zuckt bedauernd mit den Schultern. „Das stinkt vielleicht nach verbranntem Horn, wenn die in den Lichtbogen kommen. Kannste nichts machen..."

Der Reporter begreift, daß er hier als völlige Nebensache behandelt wird. Bernd nutzt die Gelegenheit nicht, sich für ein Interview aus dem Arbeitstakt herauszumogeln. Gleich neben den drei Wurzelschweißern tuckert hart das Notstromaggregat. In der Taiga gibt es keine Steckdosen, an die man die Schweißgleichrichter anschließen könnte. Beruhigend blubbert der Diesel des Rohrlegekrans, der das Rohr so gepackt hat, daß Bernd und seine Kollegen ihre Arbeit gut verrichten können. Von diesem gleichmäßigen Motorengeräusch geht tatsächlich eine tiefe Ruhe aus. Obwohl man die Phonzahl nicht wissen möchte...

Bernd bückt sich dann wortlos, schnappt sich einen Bremsklotz und latscht schweren Schrittes los, neben all dem Gerät und Gefährt her, das ein Schweißer braucht, um arbeiten zu können. 33 Meter vorwärts zieht ein Schlepper die kleine Kolonne. Bis zu der Stelle, wo das nächste Rohr angebaut wird. Das alles geht ganz bedächtig vor sich, wie in einem Lehrfilm. Und Bedacht, das sieht man, heißt – keine Zeit verplempern.

Ganz schön alt nach der Nachtschicht

Zeit für unser Gespräch findet Bernd erst im Wohnlager Otschjor. Mit einem Raum, wo wir uns mal zusammensetzen können, wird's schwerer. Denn Anfang Dezember, da platzte die kleine Stadt der Trassenleute fast aus den Nähten. Bernd war ganz froh, daß wir uns nicht auch noch mit in seine Bude drängelten. Die Kollegen hatten schon genug gefrotzelt, als gerade ihm die Reporter auf den Pelz rückten.

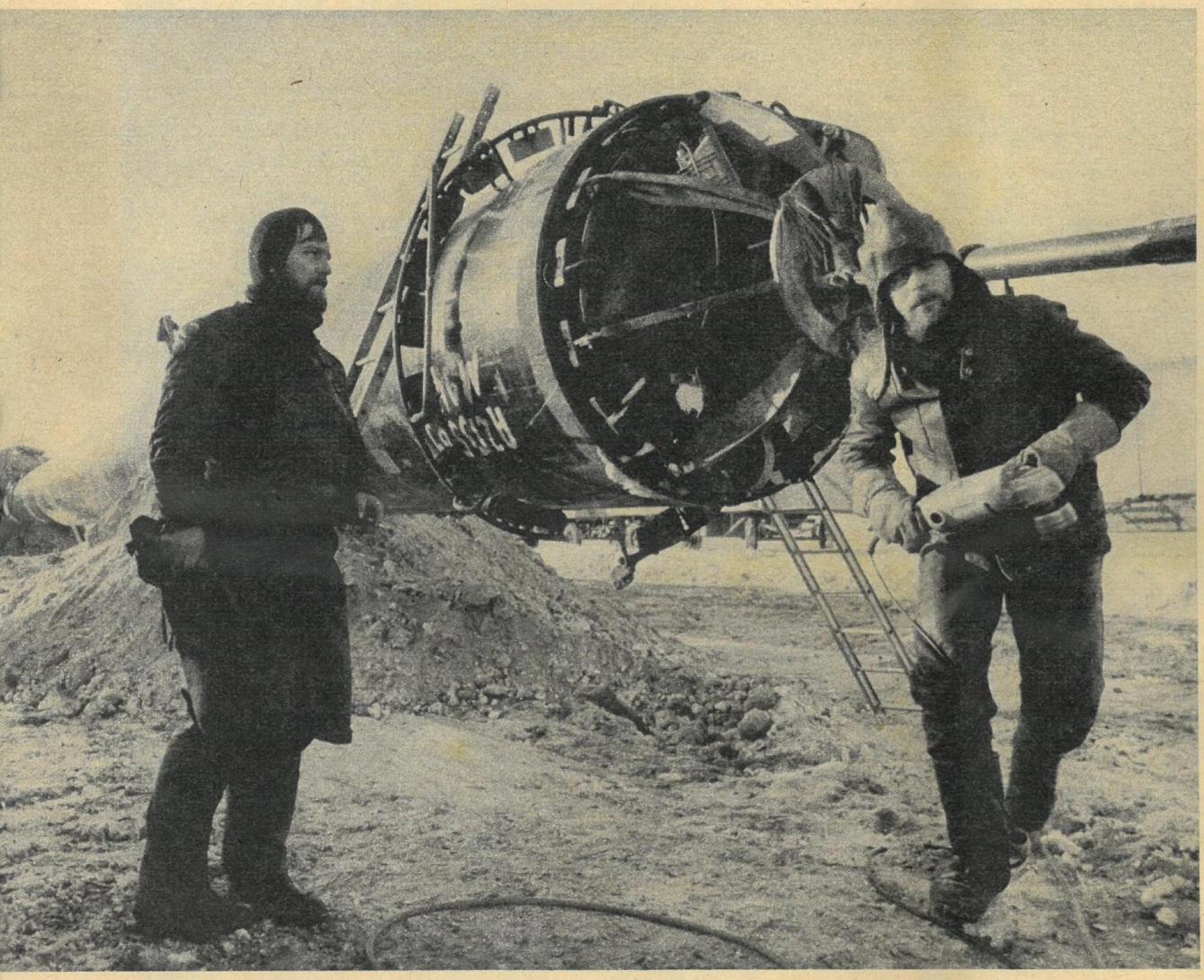
„Nach der Nachtschicht kannste alt aussehen", meint er. „Sie wollten mich schon schminken, als ich zu euch losging. Deine Krähenfüße, spotteten sie, die kriegt man nur noch mit Autospachtel weg. Nee, ihr müßtet mich mal sehen, wenn ich heeme aus dem Cremebad steige!"

Heeme, so sagt er für Zuhause, und das liegt im Mansfeldischen. „Mutter macht im Dorf die Poststelle. Und Vater ist Bergmann im Kupfer, immer noch aktiv. Ich glaube, er ist nun schon 38 Jahre unter Tage..."

Vater hat wohl den Berufsweg seines heute 32jährigen Sohnes weitgehend beeinflußt. Bernd Stieglitz' Heimatbetrieb ist der Schachtbau Nordhausen. „Da mach ich 'nen Schweißmonteur."

Auch über seine damalige Arbeit hat schon manches in den Zeitungen gestanden. „Über die neue Art, wie wir Schächte niederbringen. Durchmesser von 5,70 Meter werden regelrecht gebohrt. Nichts mehr mit Preßlufthammer. Das war Knochenarbeit. Produktiver ist die neue Methode natürlich, viel schneller." Das wird mit riesigen Ringbohrern gemacht. Bernd erklärt es recht plausibel: „Mußte dir vorstellen wie eine Lochkreissäge." Der überdimensionale Drehmeißel ist mit Widiaschneidern bestückt. „...und wenn da mal was wegreißt, dann fahre ich hin."

Er gehört zu einer kleinen beweglichen Gruppe von fünf Mann, die 50 Baustellen betreut. Was ihm daran so gefällt, daß er es schon über zehn Jahre macht und nach der Trasse weitermachen wird? Daß man nie auslernt dabei. Jede



Auch vom Können der Anbauer hängt das Tempo der Vorstrecker ab.

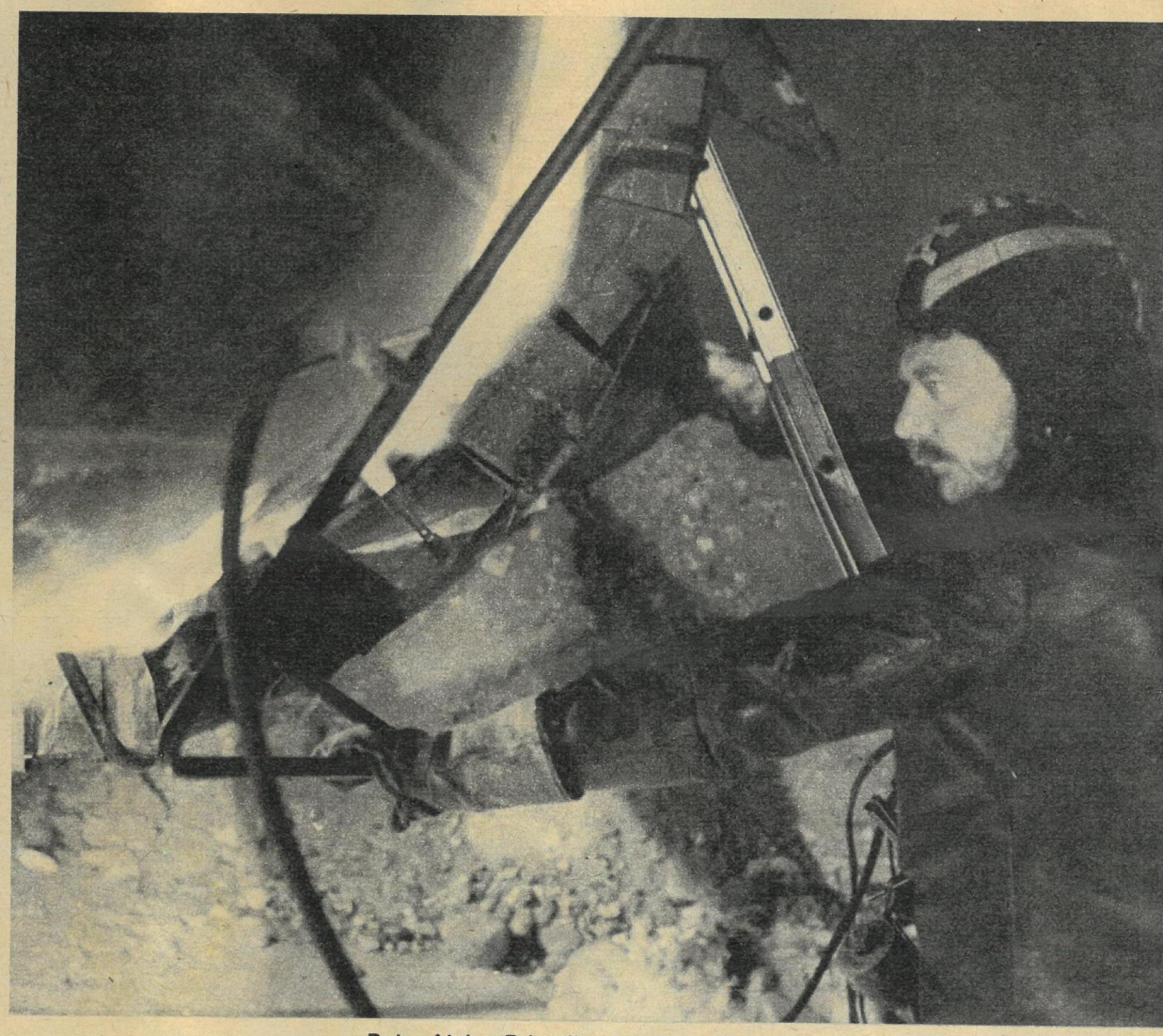
Mittag in der Stolowaja. „Makrele" (rechts) zählt

Situation ist anders. Meist muß er runter in den Schacht. Daß er selbständig ist, selbst entscheiden muß, was zu tun ist: „Montageleute finden sich schnell zurecht, sind flexibel. Lassen sich nicht so schnell überraschen."

Ein Ablenkungsversuch

Und damit er nicht zu lange über sich selbst redet: „Hier, unser Brigadier, der Peter Atzler, ist auch ein alter Hase. War Stahlbauer bei IMO Leipzig. Am Trakt macht er den Anbau. Eigentlich sorgt vor allem er dafür, daß es bei uns so gut vorangeht." Atze, wie sie ihn nennen in der „14", dirigiert das Anpassen und Fixieren der Rohre.

mit Bernd die Rubel in der Kaffeekasse.



Peter Atzler, Brigadier der „Dsershinskis", wärmt das Rohr vor.

„Kein Rohr ist ja eigentlich kreisrund", erklärt Bernd. „Da gibt's Unterschiede, wie sie gewalzt sind. Aber der Abstand von Rohr zu Rohr, den wir Schweißer füllen müssen, darf nicht über 3 Millimeter betragen. Also, daß wir da schnell rankommen, das hängt von Atze ab. Atze und seine Helfer machen's in Minutenschnelle paßgerecht."

Bei dem Hochdruck, mit dem das Gas dereinst durch das Rohrsystem gepreßt wird, läßt sich denken, wie streng die Anforderungen an die Qualität der Schweißnähte sind. Sie müssen fehlerlos sein im Endergebnis. Achtundzwanzig sind sie in der Brigade. Und jeder trägt dazu bei, ob als Schweißer, als Anbauer, als Kran- oder Raupenfahrer oder als Schleifer, daß kaum Nacharbeiten notwendig sind.

Wir kommen ins Fachsimpeln. Bernd erklärt alles so gründlich wie ein Lehrmeister. Plötzlich seufzt er: „Könn' wir eine rauchen? Du nicht? Gut. Das ist meine Schwäche. Die Tage sind einfach zu lang. Wie willste es dir da abgewöhnen. Als wir die Leitung ‚Progreß' zu Ende gemacht haben (was ich jetzt sage, darf keiner von der Gewerkschaft wissen), da kamen ja zur Zwölfstundenschicht manchmal noch etliche Stunden Fahrzeit dazu... Wie willste da die Rückfahrt ins Wohnlager ohne Zigarette durchhalten?"

Die Vorstrecker (das sind die, die an der Trasse das Rohr verlegen und bauen, es also vorstrecken) sind wohl das einzige Gewerk, das geschlossen einen gemeinsamen Urlaubszyklus hat. Daß der Zwang des Arbeitsrhythmus ihren Urlaub diktiert, darüber redet Bernd nicht. Aber: „Das hat Vorteile. Wie du hier im Zimmer zusammenwohnst, reist du dann im Zugabteil auch in die Heimat. Wahrscheinlich sind wir eine so gute Truppe, weil wir von Anfang an zusammen sind."

Dann „nickte der Direktor das Ding ab"

Bernd meint, wie er an die Trasse gekommen ist, das sei schon ein kleines Abenteuer.

„Ich kannte keinen, der schon hier gearbeitet hatte. Wollte hin, auf blauen Dunst also. Wußte nichts vom Lohn. Konnte mir natürlich denken, daß er nicht schlecht ist. Rein logisch, bei den vielen Stunden. Und dann Montage im Ausland. Man las ja immer mal wieder von der Erdgastrasse, da habe ich mich 1982 beworben. Gerade für mich als Schweißer, dachte ich, kann das nicht von Nachteil sein. Heute sage ich, nach zweidreiviertel Jahren: Was ich hier gelernt habe, ist fachlich ein gewaltiges Plus. Wenn ich heeme im Betrieb meinem Schweißingenieur davon erzähle, ist er reineweg begeistert."

Aber 1982, da ging es gar nicht gleich los. Der Betrieb hatte keine Auflage, Schweißer zur Erdgastrasse zu delegieren, sagte „nein!". Bernd ließ nicht lokker, ging zum Direktor, legte dar, wie zufrieden er ist mit seiner Arbeit. Hat fest versichert, nach der Trasse unbedingt wieder zurückzukommen. „Und da hat der Direktor das Ding abgenickt."

Zur Einschulung von Tochter Jessica wollte Bernd eigentlich wieder zurück sein. Und nur in dem nun folgenden Teil unseres Gesprächs klang seine Stimme manchmal etwas zaghaft... „Da soll's ja Probleme geben. Kenne mich in der Pädagogik nicht so aus. Ja, ich kam mir schuftig vor, Mutter und Tochter allein zu lassen..."

Schweigen.

Dann: „Also, ich hab da mal ein Buch gelesen von einem klugen Mann. Das hat mir geholfen. Er hat ungefähr so geschrieben, und so sehe ich mich jetzt: Ich bin ein quantitativ schlechter und qualitativ ganz guter Vater..."

Über das Hobby und Ehefrau Roswitha

Er weiß, daß nicht jede Frau, die wenigsten Frauen vielleicht, so ein Leben wie mit ihm lange mitmachen würden. „Seit wir uns kennen, haben wir eigentlich so eine Art ‚Wochenendverhältnis'. Ich war oft auf Montage. Sie hat in Riesa ein Ökonomiestudium gemacht. Wenn sie mich zwingen würde, meine Arbeit aufzugeben, wüßte sie, daß ich ein anderer Mensch werden müßte. Mancher hat eindringlich auf mich eingeredet: Bleib zu Hause, such dir Arbeit, zu der du hinlaufen kannst. Ehrlich, der Gedanke, daß ich als Schweißer immer nur mal ein paar Winkeleisen zusammenprutzen müßte, macht mich krank. Und das wußten meine Frau und ich von vornherein. Darauf haben wir uns eingestellt. Und ich bin ihr sehr dankbar."

Nach dem Frageschema von Reportern gehört zu jedem Menschen ein Hobby.

„Hab auch schon drüber nachgedacht. Na ja, zehn Prozent meiner Kollegen machen Fische, Aquarium. Geht schlecht bei meiner Arbeit. Vielleicht ist mein Hobby das alte Bauernhaus, das wir mit den Schwiegereltern zusammen bewohnen. Bin stolz, wie es ausgebaut ist und daß ich noch keinen Handwerker zu holen brauchte. Bin sicher, daß das, was ich gemacht habe, kein Fachmann besser gekonnt hätte."

Bernds Frau Roswitha ist Futterökonomin in einer Kälberzuchtanlage. Schicht soll sie nicht machen, wegen der kleinen Tochter, erklärt besorgt der Vater. „Jessica darf nicht allein sein, solange die Öfen noch nicht durchgebrannt sind."

Roswitha schreibt niemals Briefe, daß er unbedingt nach Hause kommen muß.

Bernd Stieglitz,
der Wurzelschweißer. Wurzel –
das ist die erste
Naht,
die Rohr mit Rohr
verbindet.

14 Nähte in der Taiganacht

„Ist nicht so'n Typ, daß sie mich über viertausend Kilometer heiß macht. Ich sehe ja, wie andere nach schlechter Post tagelang mit hängendem Kopf herumlaufen. Doch, ich bin hier auch ab und zu traurig. Zum Beispiel an Feiertagen. Du guckst dann auf die Uhr und weißt, was sie jetzt zu Hause machen."
Wenn sie ihm ein Ultimatum stellen würde, komm zurück, da würde er unbedingt zu dieser Frau halten.
„Ich würde auch Pförtner machen für 600 Mark. Aber bedenke, würde ich ihr sagen, daß ich ein starker Raucher bin. Viel mehr als 300 Mark könnte ich nicht abgeben. Dann wird der Kauf eines Fernsehers zum Zehnjahresobjekt."
Er sieht so aus, als wären mehr Gedanken in ihm. Er spricht sie nicht aus. Schon gar nicht nach so kurzer Bekanntschaft mit Reportern.
Seufzt: „Irgendwelche muß es geben, die so was machen wie wir hier. Und Frauen, die dann so prima zu uns halten wie meine..."

Eine regelrechte Zwangslage

Auch über die körperlichen Anstrengungen der Schweißer redeten wir.
„Zum Beispiel, wenn du unterm Rohr die Naht ziehst, da werden nicht nur Kräfte verbraucht. Für zehn Rundnähte, rundherum ums Rohr, brauchen wir zehn Stunden. Danach reibste und drückste dir die Augen. Der Kopf arbeitet ja mit. Dieses ununterbrochene konzentrierte Hinstarren... Und bequem ist es da unten wahrlich nicht. Eigentlich 'ne regelrechte Zwangslage. Du stehst nicht an einer Vorrichtung im Betrieb, die sogar für deine Körpergröße eingerichtet ist... Schweißer kannste auch noch mit sechzig sein, aber die letzten Jahre dann eben mit mehr Komfort als hier. –
Als Bergmann kriege ich mit fünfzig schon 'ne Teilrente. Weil ich auch dann nicht alles im ‚Deli' kaufen werde, könnte ich ganz gut davon leben. Aber soll ich schlechter sein als Vater? Der macht ja auch noch weiter im Schacht, als Zimmermann und Maurer."
Arbeitsplatz Erdgastrasse, Zentrales Jugendobjekt. Seinerzeit hat er im ersten Urlaub davon erzählt, daß es hier Planierraupen gibt mit Schiebeschilden, über zwei Meter breit.
„Da war man regelrecht erschreckt über manches. Von der Größe her, auch von der Aufgabe...
Bilde mir ein, daß ich 'n Riecher habe für 'ne Truppe. So eine, wie unsere Urbrigade war und heute teilweise noch stabil existiert. Sind alle für hauruck, fürs Zupacken. Immer lustig. Früher hieß es mal von uns: Die sind nicht die Besten, aber die Lustigsten. Jede ‚Stolowistin' freute sich, wenn sie zu uns kam."
Das ist ein Trassenwort, wie es viele gibt und immerzu neue entstehen. Zu jedem Vorstreckertrakt gehört ein Wagen, in dem sie essen und sich aufwärmen, landesüblich „Stolowaja", Speisewirtschaft, genannt. Die Kollegin, die da für das leibliche Wohl der Brigade sorgt, ist halt die Stolowistin.

Der Gag mit der Augenklappe

„Ab und zu kommen Delegationen, um uns zu betrachten. Weil du voll drauf hast, wie eine gute Naht sein muß, alle Anforderungen kennst und sie erfüllst, kannste schon mal ein paar Zentimeter mit einer schwarzen Klappe auf dem Auge schweißen. Die Gäste sind dann über unseren Spezial-Gag ganz verschreckt..." Gute Stimmung, sagt er, trägt zur Gesamtmoral bei. Haut nich hin, wenn jeder vor sich hinkaut. In der Brigade hatten sie noch keine Scheidung. Darauf ist er stolz. Nein, präzisiert er, sehr froh darüber.
Als sie anfingen, waren sie regelrecht verrufen, so schlecht haben sie gearbeitet. Sie waren im Schlamm angekommen, hatten nicht mal 'nen richtigen Meister. Und wer von ihnen hatte schon mal gesehen, wie das gehen muß, was sie zu tun hatten? Manchmal dauerte es zwei Stunden, bis der Planierraupenfahrer mit der „Schubse" einen richtigen Erdhaufen zum Abstützen unterm Rohr hatte. Geschindert haben sie bis zum Umfallen, und doch waren nach der Schicht nur zwei Nähte fertig. Heute sind's zehn, elf.
„Wir wurden an der Brigade 10 gemessen, eine Bombentruppe, Träger der Artur-Becker-Medaille. Man wollte uns schon auseinanderreißen...
Der Witz am Vorstreckertrakt: Da soll nicht eine starke ‚Wurzel' vorneweg rennen und die anderen kommen nicht hinterher. Es muß so sein, daß die Schweißer an allen Nähten den gleichen Rhythmus haben, daß alle gleichzeitig ihre Kabel aufwickeln und vorziehen. Dieses Eingespielte, das ist heute unsere Stärke."
Gesellschaftlich? Da könnte mehr sein. Wenn die Zwölfstundenschicht vorbei ist, sie nach der langen Fahrt endlich ins Lager kommen, sind sie froh, daß sie abruhen können.
„Aber im Bus, irgendein Thema ist immer drauf. Wir haben regelrechte Zeitungshaie in der Brigade, die fressen die Informationen nur so. Und zwingen die anderen zum Mitdenken, zum Mitreden. Sport steht an erster Stelle, aber ohne klare Haltung in der Politik ist eine Arbeit wie hier auch undenkbar. Mein Zimmerkumpel Tino Jurjez – unser FDJ-Gruppenorganisator übrigens und neulich in die FDJ-Leitung der Baustelle gewählt – ist 'ne echte Leseratte. Sehr geschickt, wie der mich an gute Bücher ranführt. Hat immer die Taschen voll Lesestoff. Neulich hat er mir gesagt: Lies mal den ‚Gaukler' von Harry Thürk. Ein tolles Buch, gerade, wenn man es hier liest. Sehr wahrhaftig. Durch die vielen Gespräche, die wir hier führen, durch das, was wir hier sehen und tun, hat jeder eine Menge, auch geistig, profitiert."

Die klingeln nicht

„Nach meinem Gefühl", hatte uns Hartwig Harnack, der Parteisekretär der Baustelle Otschjor, erklärt, „sind die ‚Dsershinskis' eins der solidesten Kollektive. Die klingeln nicht. Die denken und handeln so: ‚Logo, wir werden hier anständig bezahlt, da müssen wir auch anständig was für tun.' Die kriegen Gewissensbisse, wenn du sie mal bei einem unplanmäßigen Päuschen erwischst. Andere gehen dann gleich zum Angriff über, schimpfen, daß keine Klamotten da sind, das Material ausgegangen ist. Wenn die ‚14' mal Mist gebaut hat, die stehen dazu. Die biegen das offen und ehrlich wieder hin.
Die ‚14' – das sind sicher die Besten von den Vorstreckern. Und zu denen gehört Bernd. Die haben Ausstrahlung. Ihre Gegenbrigade, die ‚26', hat auch der Ehrgeiz gepackt, und sie zieht mächtig mit."

★

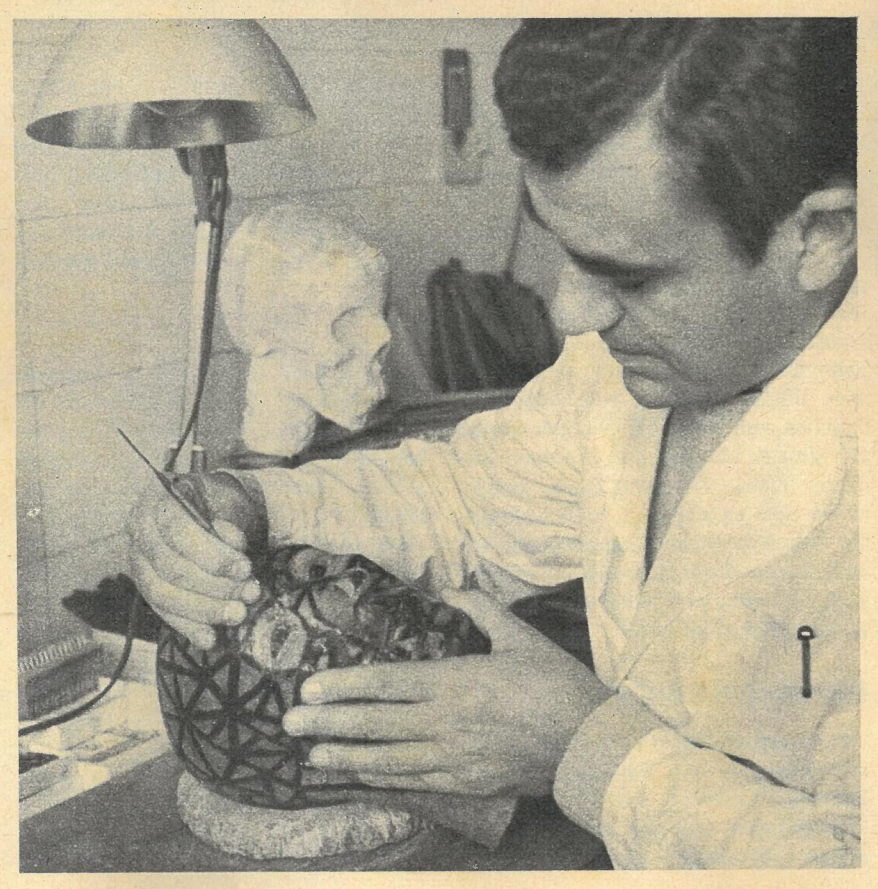
Eines Abends, als die ebenso rumpeligen wie zuverlässigen PAS-Busse die Leute von der „26" raus zum Rohr gebracht hatten, erkundigten die sich gleich: „Wieviel Nähte habt ihr geschafft?"
„Vierzehn", hat Bernd Stieglitz geantwortet. Und zum Reporter gewandt: „Schätze, das wird Zufriedenheit beim Rapport hervorrufen. Vierzehn Nähte in der verlängerten Schicht, zwei Bögen dabei und ein Einzelrohr. Wir sind also rund einen halben Kilometer weitergekommen."

Allerlei unentbehrliches Gerät rückt mit den Schweißern durch die Taiga.

Menschen vergangener Zeiten – Dr. Jordan A. Jordanow erweckt sie wieder. Lebensecht, mit ihrem plastischen Porträt.

Die Prinzessin von Wraca

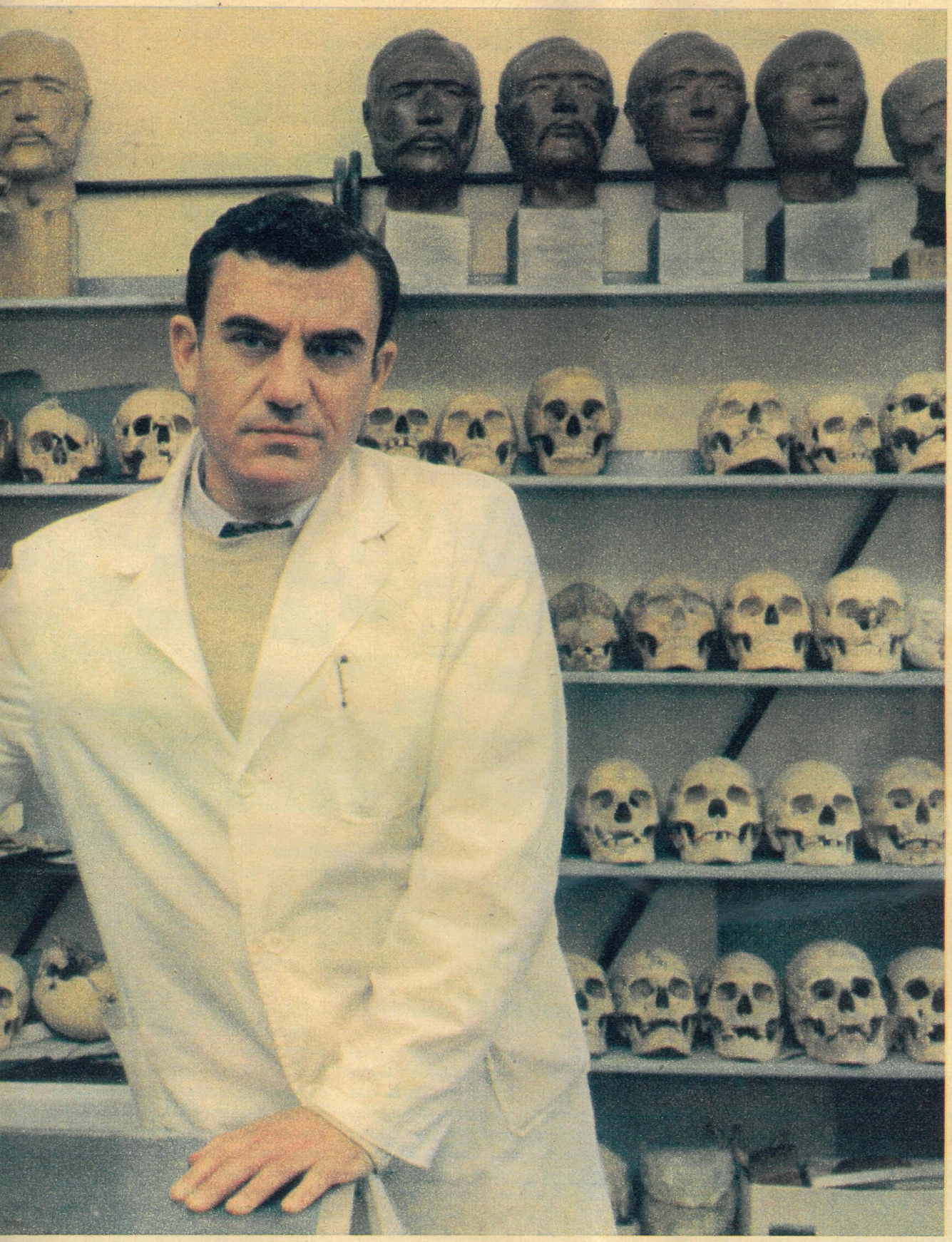
Oben: Büste einer thrakischen Edeldame mit Goldschmuck, Museum Wraca. Unten: Ein Rasternetz erleichtert die Übersicht, auch für Zwecke der Demonstration vor Mitarbeitern und Studenten.



Es war einmal eine Prinzessin. Irgendwo zwischen Karpaten und Rhodopen, vielleicht auch am Ufer des Mittelmeeres, erblickte sie vor mehr als zweitausend Jahren das goldene Licht der Welt. Glück und Glanz fielen ihr zu. Fast ein Kind noch, wurde sie die Frau eines Fürsten der Thraker. Ihr Lieblingsschmuck war ein Meisterstück thrakischen Kunsthandwerks: zwei zum Kranz verbundene Lorbeerzweige, vom Astknötchen bis zur Beere aus gehämmertem Gold, die Blätter samt Stielchen und Adern so fein gearbeitet, daß man glauben konnte, ein Windhauch würde sie rascheln machen... Doch die Pracht war nicht von Dauer. Der Fürst starb (in der Schlacht oder an Altersschwäche), und seine blutjunge Gemahlin hatte die Pflicht, ihm – festlich geschmückt – ins Grab zu folgen. So wollte es das Gesetz. Pagen und Sklaven tötete man zur Betreuung im Jenseits mit ihr.

„Sie war keine sechzehn Jahre alt", sagt Dr. Jordanow. „Die Wurzel des zweiten Backenzahns ist noch nicht voll ausgebildet." In seine Hände kam der zierliche Schädel aus dem Fürstengrab von Wraca, einer Stadt nördlich Sofias. Schlecht der Erhaltungszustand; fehlende Knochenpartien waren zu ergänzen, ehe die Rekonstruktion des Gesichts beginnen konnte.

Denn das ist die Aufgabe, der sich die von Dr. Jordanow geleitete Arbeitsgruppe im Institut für Morphologie der Bulgarischen Akademie der Wissen-



schaften verschrieben hat: Wiederherstellung menschlicher Physiognomien auf der Grundlage des Schädels. Dabei geht es nicht um ungefähre Wiedergabe eines Typus, sondern das möglichst genaue, individuelle Abbild der betreffenden Person.

Es war der sowjetische Anthropologe Professor Gerassimow, der die – zum Teil mathematisch erfaßbaren – Proportionen zwischen Knochenrelief und Muskulatur erforschte und zu aufsehenerregenden Rekonstruktionen nutzte. Den triumphalen Beweis für die Exaktheit seiner Methoden lieferte ein Kriminalfall: Durch das massenhaft verbreitete Foto einer Porträtbüste nach den Überresten einer unbekannten, von ihren Mördern verscharrten Frau konnten die Täter ermittelt werden; es zeigte sich, daß die Gesichtszüge des Porträts weitgehend mit den hinterlassenen Fotografien übereinstimmten... Dr. Jordanow hat das Verfahren weiterentwikkelt. Ein wesentlicher Fortschritt besteht darin, daß bei der Sofioter Schule die Plastik nicht mehr auf dem „Knochenkern" aufgebaut werden muß. So bleibt der Schädel späteren Untersuchungen zugänglich.

Sicher ist es nicht jedermanns Sache, Tag für Tag mit Totenköpfen umzugehen, Dutzende hohler Augen noch während der Kaffeepause auf sich gerichtet zu sehen. Doch die Männer und Frauen des Instituts betrachten die knöcherne Galerie vor allem als Sachzeugnis der Vergangenheit. Das Messen, Erforschen, Nachgestalten läßt keinen Raum für Hamletschen Tiefsinn.

Eine Rekonstruktion erfolgt in vier Hauptschritten. Sie beginnt mit der gründlichen Begutachtung des Objekts, nach allen möglichen Richtungen hin werden Vergleiche angestellt; Tausende und aber Tausende Daten von Knochenfunden, anatomische Studien sowie Messungen an Lebenden sind dafür vorrätig (auch ein Tabellarium, das auf den Millimeter genau die komplizierten Maßbeziehungen von Symmetrie und Asymmetrie bei Teilen des Gesichtsschädels enthält, wie sie an 412 Schädeln aus der Gebeinhalle eines Militärfriedhofs vom vorigen Jahrhundert ermittelt wurden).

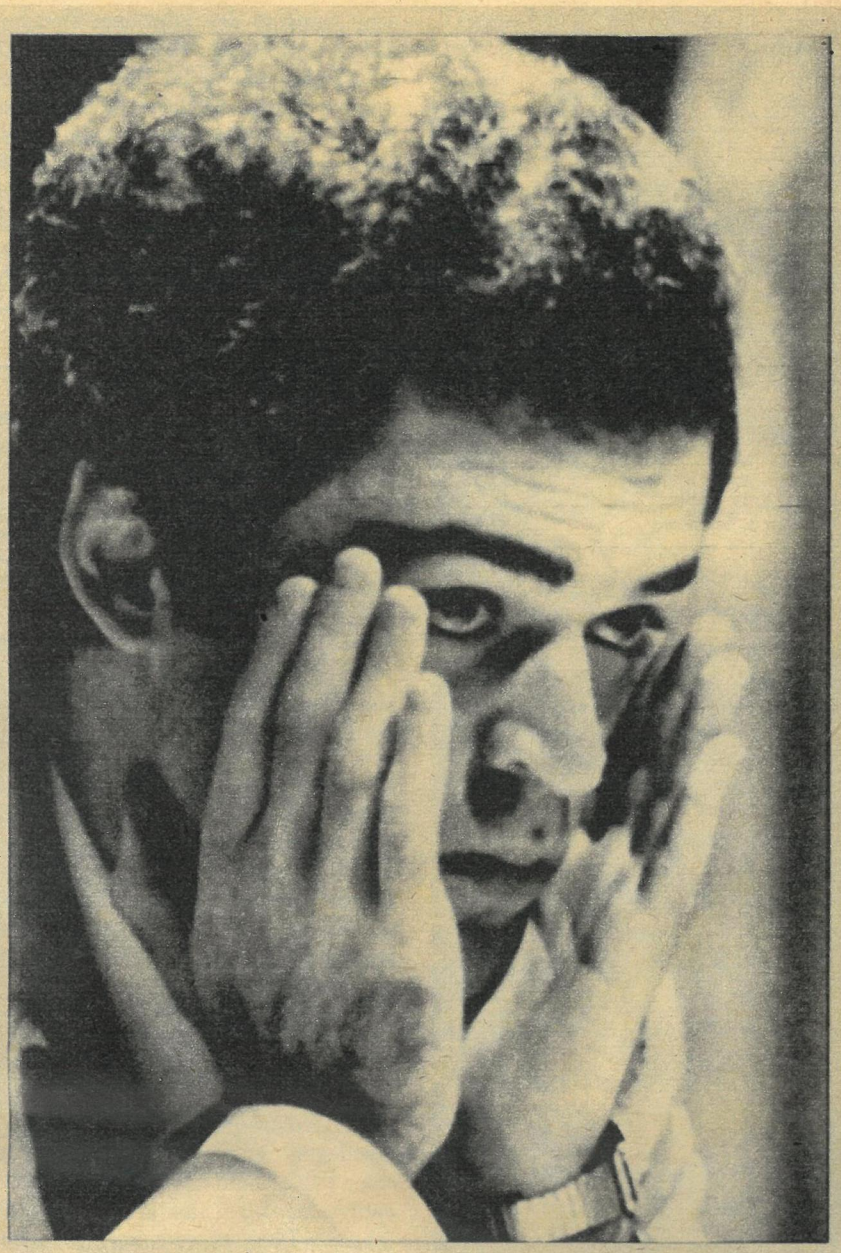
Nächster Arbeitsgang: der zeichnerische Entwurf des künftigen Porträts, aufgetragen auf ein Kraniogramm, eine Schädeldarstellung im Halbprofil, versehen mit den benötigten Meßpunkten. Nach dieser Vorlage entsteht die Skulptur, wobei nicht jedes Detail zahlenmäßig zu erfassen ist; der Gestaltende muß diese oder jene anatomische Feinheit zur Wiedergabe ertasten. Dr. Jordanow: „Künstlerischer Ehrgeiz verbietet sich. Dennoch läßt sich nicht vermeiden, daß Subjektives in das Werk einfließt..." – War er am Ende ein wenig verliebt in seine kleine Prinzessin?

Ob etwa ein Dargestellter einen Bart getragen hat und in welcher Form, das ist an keinem Muskelansatz abzulesen. Weiche, knochenlose Gewebe, wie die Augenlider, Lippen und vordere Nase, bedürfen einer „freien", einfühlsamen Gestaltung. Zur Klärung solcher Einzelheiten zieht man die Kenntnisse der Archäologen, Historiker, Völkerkundler zu Rate. Schließlich ist es soweit, daß sich das Produkt langer Mühe vor der Öffentlichkeit sehen lassen kann. Tatsächlich sind die Bulgaren leidenschaftlich interessiert, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie ihre Vorfahren ausgesehen haben. Die „Werkstatt" der Akademie lieferte ihnen eine ganze Reihe Porträtbüsten von Männern und Frauen der Steinzeit, der Bronze- und der Eisenzeit sowie verschiedener Epochen des Mittelalters.

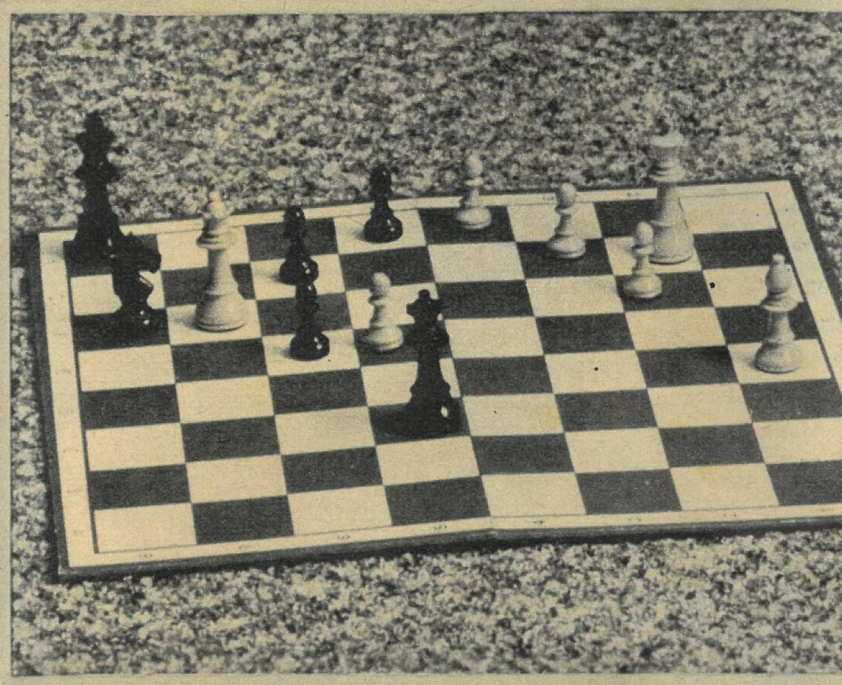
Geradezu ein Meisterstück aber ist Jordanows Abbild eines Politikers, Kriegs- und Kirchenmannes aus dem 10. Jahrhundert, Ministers im ersten bulgarischen Zarenreich (links). Von dem alten Haudegen und Ränkeschmied, der seine letzten Jahre in frommer Einkehr verbrachte, blieb das gesamte Skelett erhalten. Die Untersuchung ergab „Reiterbeine", Deformationen an Rücken und Hüftgelenk, die linke Hand und der Ellenbogen durch eine Verletzung gelähmt. Wunderbar wiedererstanden die Landschaft dieses Gesichts, des Achtzigjährigen mongoloider Herkunft, eine Chronik der Abenteuer und Begierden, von Herrschsucht und skeptischer Weltsicht. Für Dr. Jordanow zugleich ein Sieg über widrige Umstände. Krankheit behinderte auf Monate sein Sehvermögen, mit wahrer Leidenschaft stürzte er sich dann in die Arbeit an dem Porträt. Womit Dr. Jordanow zur Zeit beschäftigt ist? Mit dem ältesten Bulgaren, der im Lande sein Gebein hinterließ. Ein Proto-Europäer von 30 bis 40 Jahren, kräftige Statur, 174,5 cm groß. Als Bewohner einer steinzeitlichen Siedlung vor acht bis neun Jahrtausenden fing er Fisch in der Donau und zog den Hakenpflug über den Schwemmboden der Ufer. Seine Hauptnahrung bestand aus Getreidebrei, wovon die Abnutzung der Zähne durch den schmirgelnden Sand des Mühlsteins zeugt. Jordan Jordanow ist selber gespannt auf das Aussehen des so weit entfernten Ahnen. „Nach zwei, drei Monaten Tätigkeit am Objekt werden wir's wissen. Dann wird aus der Maske ein Gesicht."

Hans Frosch (Text)
Detlef Christel (Fotos)

FREIE WELT dankt der Agentur SOFIA-PRESS für freundschaftliche Unterstützung



Keine Stille im Schach



Die letzte Partie des WM-Duells zwischen K & K im Dezember '87

Manche Schachliebhaber waren bereit, vom Nordpol nach Sevilla zu Fuß zu gehen – für einen Blick ins Lope-de-Vega-Theater, wo die beiden stärksten Schachspieler der Welt um die Krone des Schachkönigs rangen. O ja, sie spielten eine Reihe guter und sehr guter Partien; ihr eröffnungstheoretischer Disput – Grünfeld-Indisch, Englisch, Damengambit – bietet Lehrstoff für Tausende aktiver Schachspieler; ihr Wettkampf endete in einem hochdramatischen Finale.
Ein „Match des Jahrhunderts" war es gleichwohl nicht, was da im sommerlich warmen Andalusien in der Vorweihnachtszeit abrollte. Keiner der beiden erreichte sein Ziel: Anatoli Karpow (Foto rechts) vermochte den Weltmeistertitel nicht zurückzugewinnen; und Garri Kasparow (Foto oben) gelang es nicht zu beweisen, daß er der Stärkere von beiden sei.
Was man im Tennis „unforced errors" nennt, d. h. Fehler, die nicht durch gegnerischen Druck ausgelöst waren, sondern nur durch Nervosität oder (und) Ermüdung zu erklären sind, waren in einem Maße zu beobachten, das keiner bei diesen Spielern der Extraklasse für möglich gehalten hätte. Die Bilanz zog Garri Kasparow schon zu Beginn der zweiten Halbzeit, als er in einem der Interviews für das spanische Fernsehen sagte: „Es ist ein Kampf zweier müder Männer."

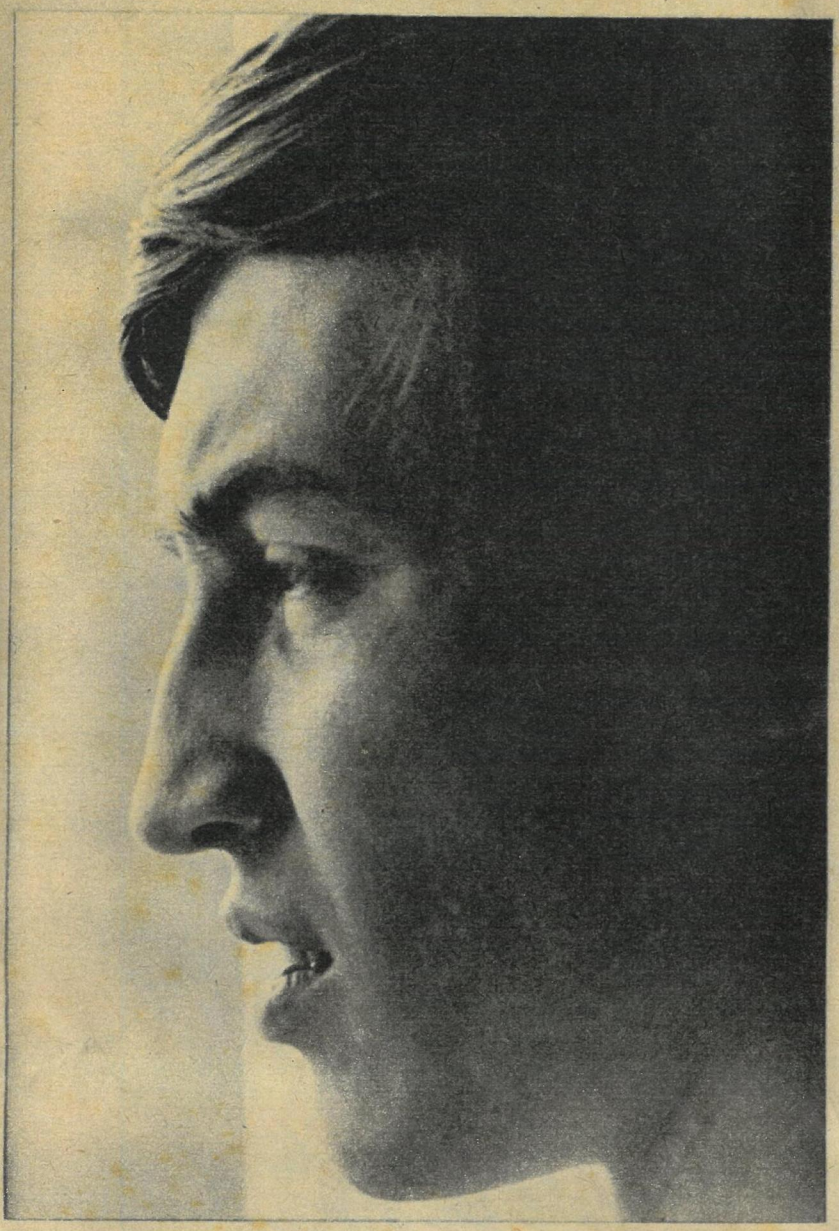
Es ist allerdings auch keine Kleinigkeit: Innerhalb von zweieinhalb Jahren spielten K & K vier WM-Kämpfe gegeneinander. Über 120 Partien gegen den gleichen Gegner, das ist, meinte Michael Tal, „schwerer, als eine Ehe intakt zu halten".

Junge Talente drängen nach vorn

Die WM '87 ist beendet. Bis zur nächsten offiziellen Weltmeisterschaft tritt eine Pause von drei Jahren ein. Das heißt aber nicht, daß im großen Schach nun Stille einzieht. Ganz im Gegenteil. Im vergangenen Jahr ging in Struktur und Organisation des internationalen Schachlebens eine Umgestaltung vor sich. Im Ergebnis künden sich neue Arten von Turnieren und Wettkämpfen an, verspricht das Schach an Farbe und Schauwert zu gewinnen.
Am Beginn des neuen Jahres freilich stehen „konventionelle" Wettkämpfe: 14 Anwärter auf das Recht, 1990 als nächster Herausforderer gegen den alten und neuen Weltmeister Garri Kasparow anzutreten, treffen sich Ende Januar, Anfang Februar im kanadischen Saint John zur ersten Runde. Sie spielen kein Turnier, sondern sieben Zweikämpfe à je sechs Partien. Zu den sieben Siegern von Saint John gesellt sich dann im Viertelfinale, das ebenfalls 1988 ausgetragen wird, Anatoli Karpow. Halbfinale und Finale der WM-Kandidaten finden 1989 statt.
Für Kanada hat sich eine erfreulich große Zahl junger Großmeister qualifiziert. Da sind die sowjetischen Talente Waleri Salow (23) und Jan Ehlvest (24) zu nennen, ferner Andrej Sokolow (24), der aus seiner Niederlage gegen Karpow im „Superfinale" 1986 viel gelernt haben dürfte. Da ist Englands Hoffnung Nigel Short (22), und da ist nicht zuletzt der 24jährige Johann Hjartarsson, dessen Sieg in Szirak die größe Sensation der Interzonenturniere war. Er kommt aus dem aufstrebenden Schachland Island, dessen junge Mannschaft bei der letzten Schacholympiade einen aufsehenerregenden 5. Platz belegte.
Wenn man bedenkt, daß diese jungen Leute in den Interzonenturnieren Routiniers wie Michael Tal, Wassili Smyslow, Lew Plogajewski, Alexander Beljawski (alle UdSSR), Zoltan Ribli (Ungarn), Lubomir Ljubojevic (Jugoslawien) und andere Favoriten ausschalteten, dann werden es die „Alten" wie Lajos Portisch (Ungarn) oder Viktor Kortschnoi (Schweiz), die es noch einmal schafften, in Kanada verdammt schwer haben. Es wäre unvorstellbar schön, wenn wir nach dem Kandidatenfinale 1989 nicht an Otto Reutter erinnert würden: „Und dann nimmt er einen Stein, pardon, einen Herausforderer, und es ist immer noch derselbe..."

Weltpokal und Grand Prix

Es war der deutsche Weltmeister Emanuel Lasker, der 1921 als erster den Gedanken äußerte, die Meister des Schachspiels müßten sich zusammenschließen, um ihren Sport



und ihre professionellen Interessen zu verteidigen. Jahrzehntelang gelang das nicht, obwohl sich Männer wie Michail Botwinnik und Anatoli Karpow darum bemühten.

Jetzt hat der nicht nur am Schachbrett, sondern auch gesellschaftlich aktive und energische Garri Kasparow die Sache in die Hand genommen. Zusammen mit Karpow und einer Reihe führender Großmeister gründete er 1986 die „Assoziation der Großmeister". Die Vereinigung hat mittlerweile ein Statut, eine vorläufige Führung (den aus sieben Mitgliedern bestehenden Rat) und ein Büro in Brüssel. Präsident der Assoziation ist Garri Kasparow, Vizepräsident der Holländer Ian Timman.

Als erstes hat das Brüsseler Büro einen neuen Wettbewerb ins Leben gerufen – den Weltpokal. Teilnehmer des Wettbewerbs sind die 24 stärksten Großmeister der Welt: die jeweils vier Ersten der drei Interzonenturniere 1987 plus die zwölf Großmeister mit der höchsten Wertungszahl (Elo-Kennziffer) der FIDE-Weltrangliste. Der Wettbewerb setzt sich aus sechs Turnieren zusammen, wobei jeder der 24 an vier dieser Turniere beteiligt ist. Jeder Großmeister streicht eines „seiner" Turniere (das mit dem schlechtesten Ergebnis). Die anderen drei gehen in die Wertung; da gibt es Weltpokalpunkte (aufgrund der Plazierung und aufgrund des Punkteergebnisses im Turnier). Der Spieler mit der höchsten Wertungszahl ist Gewinner des Pokals. Der Sache nach könnte man den Weltpokal als eine Weltmeisterschaft im Turnierspiel betrachten, das ja andere Gesetze hat als der Zweikampf. Auf jeden Fall werden alle Weltpokalturniere zur höchsten Kategorie (16) im FIDE-Klassement gehören. Solche sogenannten Super-Turniere sind attraktiv, fördern zweifellos die Popularität des Schachsports. Das erste Turnier findet im April 1988 in Brüssel statt.

„Ein anderes Schach"

Die Assoziation der Großmeister hat aber noch mehr vor. Zum Beispiel einen „Grand Prix", der, ähnlich wie der Weltpokal, aus mehreren Turnieren – wahrscheinlich vier pro Jahr – bestehen wird und bei dem auch das Wertungssystem des Weltpokals zählt. Der Unterschied besteht darin, daß beim Grand Prix kein „normales", sondern beschleunigtes Schach gespielt wird. Das heißt, der Spieler hat eine verkürzte Bedenkzeit (nach Kasparows Anregung 25 Minuten für jede Partie; nach anderen Vorschlägen 30 Minuten).

Schachturniere dieser Art sind nichts prinzipiell Neues. In der DDR z. B. wird seit Jahren der Michael-Tal-Pokal im Schnellschach ausgetragen (15 Minuten Bedenkzeit pro Spieler und Partie), der sich großer Beliebtheit erfreut. In der Sowjetunion hatte das Schnellschach Premiere mit einem großen Mannschaftsturnier zu Ehren des 70. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Es spielten bei Männern und Frauen jeweils drei Auswahlmannschaften der UdSSR (junge, mittlere und ältere Generation) gegeneinander. Die Bedenkzeit betrug 45 Minuten pro Spieler und Partie. In England spielte Weltmeister Kasparow gegen Nigel Short ein Match aus sechs Schnellpartien. Beides wurde Millionen Schachfans per Bildschirm ins Haus gebracht.

Den Schauwert des Schachs einem breiten Publikum nahezubringen – das ist die Idee, die dem Grand Prix zugrunde liegt.

„Das ist aber ein anderes Schach", wenden manche ein. Ja, das ist es. Exweltmeister Michail Botwinnik, der den Weltpokal wärmstens begrüßt, mag sich mit dem Grand Prix nicht anfreunden. „Vom schöpferischen Gesichtspunkt ist Schnellschach schädlich", sagt er. IGM Mark Taimanow dagegen, der in dem erwähnten Jubiläumsturnier für die ältere Generation mitspielte, meint: „Wie in der Kunst alle Genres gut sind außer dem langweiligen, so sind auch im Schach vielfältige Arten von Wettkämpfen möglich, die die Breite, Tiefe und Dialektik des Schachspiels widerspiegeln. Unser Turnier hat gezeigt, daß starken Schachspielern auch 45 Minuten ausreichen können, um aktuelle theoretische Varianten kühn auszulegen, tiefe strategische Ideen und schöne Kombinationen zu verwirklichen."

Die FIDE und die Assoziation der Großmeister haben zwar schon miteinander verhandelt; aber sie sind natürlich Rivalen. Die Assoziation hat ihre Weltpokalturniere dem Fahrplan der FIDE-Veranstaltungen angepaßt; z. B. finden Weltpokalturniere immer nur in zwei von drei Jahren des WM-Zyklus statt, niemals im WM-Jahr. Bevor eine echte Kooperation zustande kommt, wird es wohl noch einiges Gerangel geben. Was soll's, Konkurrenz belebt das Geschäft. Sofern den Freunden des Schachspiels große Schachereignisse beschert werden, soll es uns recht sein.

Heinz Stern

Fotos: D. Donskoi, ADN-ZB, D. Steinberg

Im nächsten Heft:

...denn Muchabad heißt Liebe

Hausbesuch bei Muchabad Schafirow, einem tadshikischen Brigadier, der neun Kinder und zwei Wasserkraftwerke in die Welt setzte. Vorerst...

Foto: D. Christel

Laserwunder

...nennen es die geheilten Patienten, Biostimulation die Ärzte. Was es damit auf sich hat, erfuhr FREIE WELT bei Dr. Adam Mester in Budapest.

Reiseberichte

Prof. Werner Gilde ist auch ein vielgelesener Schriftsteller. In unserer Serie bringen wir Ausschnitte aus seinem neuesten Reisebuch.

Ski und Rodel gut?

Mit Brettern und Stöcken in den Winterurlaub fliegen – aber wie? Kann man für diese Saison noch Reisen buchen? Antwort auf diese und andere Fragen finden Sie im nächsten TOURISMUS-RATGEBER.

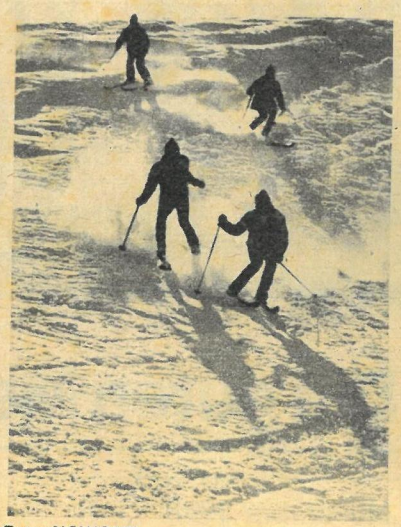


Foto: NOWOSTI

Schönheit und Nutzen

Minerale faszinieren durch ihre Farben und Formen. Unsere neue Rücktitelserie stellt einige von ihnen vor.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Die guten Meeresgeister

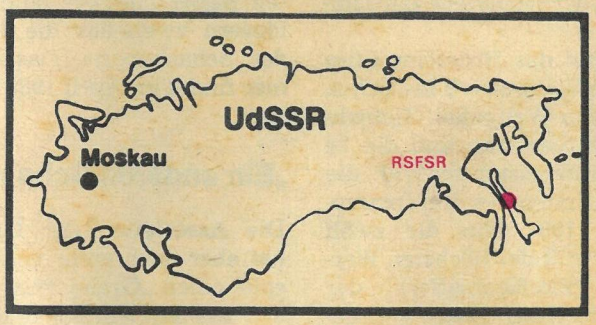
Illustration: Tatjana Neljubina

November 1988

M	D	M	D	F	S	So
	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30				

Dezember 1988

M	D	M	D	F	S	So
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	



Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 43 – macht euch mit Märchen aus der Sowjetunion bekannt. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die fünfte Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. Wir stellen euch Märchen dreier großer Völker und Märchen von drei ganz kleinen Völkern vor: der Russen, Alëuten, Belorussen, Kereken, Ukrainer und Oroken.